



Der Maschinenbauer-Streik in England.

Von
Tom Mann.
(London.)

Will man das Wesen des Kampfes, den die Maschinenbauer soeben durchkämpft haben, seine Ursachen und die Natur der Arbeiterforderungen begreifen, so ist es nothwendig, sich die Thätigkeit der Gewerkvereine sowie den Charakter des Allgemeinen Maschinenbauer-Vereins vor Augen zu führen; da jedoch bei allen derartigen Anlässen in der Regel die Zuverlässigkeit der Berichterstattung nach einer oder der anderen Seite hin in Zweifel gezogen zu werden pflegt, so schicke ich gleich voraus, dass ich die letzten achtzehn Jahre hindurch Mitglied des Allgemeinen Maschinenbauer-Vereins war und es gegenwärtig noch bin; ich füge hinzu, dass ich Kollektivist und ein überzeugter Anhänger sowohl des parlamentarischen als auch des gewerkschaftlichen Kampfes bin, sowie — da der Streik hauptsächlich in London spielte —, dass ich als Geselle in einer Reihe der grössten Maschinenwerke Londons gearbeitet habe und daher die Zustände, die in dem betroffenen Distrikt vorherrschen, aus Erfahrung kenne.

Der Allgemeine Maschinenbauer-Verein war in den letzten 45 Jahren als eine der machtvollsten gewerkschaftlichen Organisationen des Landes anerkannt; seine Mitgliederzahl betrug bei Beginn des Kampfes, im Juni 1897, 92 000; sein Vermögen an diesem Zeitpunkt 350 000 Lstr. (dreihundertundfünfzigtausend Pfund). Der Allgemeine Maschinenbauer-Verein war mit keiner anderen gewerkschaftlichen Organisation verbunden, obgleich ein Bund der Gewerkvereine für die Maschinen- und Schiffsbau-Industrie bestand. Während der letzten 20 Jahre haben viele Maschinenbau-Distrikte in den Provinzen sehr erhebliche Zuschläge zu den Wochenlöhnen gewährt und die Zahlungsbedingungen für Ueberstunden verbessert, obgleich in keinem Provinzdistrikt schlechtere Löhne gezahlt wurden als in London. Und dabei haben Londoner Arbeiter verschiedene Ausgaben, die an den Provinzarbeiter nicht herantreten. Dennoch haben die Londoner Maschinenbauer seit 20 Jahren an die Fabrikanten weder eine Forderung auf Erhöhung der Löhne noch auf Verkürzung der Arbeitszeit gestellt. In den letzten 7 bis 8 Jahren wurde in England, ebenso wie in anderen Ländern, viel über den Achtstundentag diskutiert und zwar mit dem Resultat, dass viele der Gewerkvereine, unter anderen der Allgemeine Maschinenbauer-Verein sich energisch für den Achtstunden-Arbeitstag erklärten. Schon

1871 wurde der Neunstundentag (die Vierundfünfzigstundenwoche) erfolgreich im Maschinenbaugewerbe eingeführt, und während der letzten Jahre wurde in den meisten Provinzialstädten noch eine Stunde weniger gearbeitet, so dass man an Samstag-Nachmittagen zu einer Parthie Fussball oder einem andern Sport zusammenkommen konnte. Endlich meinten die Londoner Arbeiter, es sei nun an der Zeit, Forderungen zu stellen, da, wie sie wohl wussten, während der letzten 20 Jahre Ruhe auf ihrer Seite geherrscht hatte. Inzwischen waren in den Maschinenbau-Fabriken, wo sie beschäftigt waren, vielfache Verbesserungen der Produktionsmethoden eingeführt worden, die der menschlichen Arbeitskraft erhöhte Produktivität liehen, von dieser Produktivität aber zogen die Arbeiter auch nicht den geringsten Vortheil; im Gegentheil, Viele von ihnen wurden dadurch beschäftigungslos und fielen der Arbeitslosen-Unterstützungskasse des Vereins zur Last. Während dieser Periode errang die Agitation für die 48-Stunden-Arbeitswoche einen Erfolg bei den staatlichen See- und Waffenmagazinen, und nach einer beträchtlichen Probezeit erklärten die Regierungsberichte, dass das System seit seiner Einführung günstig gewirkt habe. Ferner hatten mehrere Maschinenbau-Firmen in London und in den Provinzen mittelst eines Uebereinkommens mit ihren Arbeitern freiwillig den Achtstundentag eingeführt, und jede einzelne dieser Firmen betonte nach mehrjähriger Erfahrung ihre volle Zufriedenheit damit. Dies bestimmte die Londoner Mitglieder des Allgemeinen Maschinenbauer-Vereins bei einer Berathung, auf welchem Wege ihre Lage am besten zu bessern sei, sich, statt für höhere Lohnforderungen, einmüthig für die Forderung des Achtstundentages zu erklären. Dieser Beschluss wurde nun allen Mitgliedern der verwandten Gewerkvereine, die Zweigvereine in London besaßen, bekannt gegeben, und alsdann das sogenannte Verbündete Gewerkschafts-Komitee (Allied Trades Committee) gebildet. Nachdem noch die Zustimmung des Vorstandes des Allgemeinen Maschinenbauer-Vereins eingeholt war, trat man nun in Unterhandlung mit den Londoner Maschinenbau-Fabrikanten und stellte die Forderung auf Herabsetzung der Arbeitszeit um eine Stunde pro Tag ohne gleichzeitige Lohnherabsetzung. Die Mehrzahl der Fabrikanten ging auf die neuen Bedingungen ein; aber einige der grössten Unternehmer riefen die Forderung zurück, und plötzlich begannen zu thätigem Widerstand die Maschinenfabrikanten im ganzen Lande ihre lokalen Vereine zu einem Bund zusammenzuschliessen. Dieser drängte zu einer bestimmten Gegenaktion gegen die Forderungen der Londoner Maschinenbauer-Gesellen, und die vereinigten Unternehmer liessen schliesslich in sämtlichen Maschinenfabriken des Landes einen Lock out bekannt geben und zwar derart, dass Woche für Woche 25 % der organisirten Arbeiter ausgeschlossen werden sollten, bis endlich Alle entlassen seien, sofern nicht die Londoner Arbeiter ihre Forderungen zurückziehen würden.

Als Antwort darauf verliessen, sobald die ersten 25 % bekannt gegeben waren, die übrigen 75 % der Unionisten ebenfalls die Arbeit, nicht gewillt, die stückweise Entlassung der Fabrikanten abzuwarten, und dies war unter den gegebenen Verhältnissen zweifellos eine durchaus korrekte Politik. Inzwischen wurden weitere Lock outs verkündet, bis

endlich die Zahl der Arbeitslosen, die direkt in den Kampf verflochten waren, 90 000 betrug. Davon waren nur 30 000 Mitglieder des Allgemeinen Maschinenbauer-Vereins, die Uebrigen meist gelernte Arbeiter, die verschiedenen anderen Gewerkvereinen angehörten, so dem Dampfmaschinenbauer-Verein, dem Modellarbeiter-Verein des vereinigten Königreichs, dem Verein der Werkzeugarbeiter, dem der Verfertiger wissenschaftlicher Instrumente, dem Maschinenarbeiter-Verein, dem Verein der Kupferschmiede, während eine grosse Zahl der gelernten Arbeiter gar keinem Gewerkvereine angehörte, sondern nur beschlossen hatte, mit den Gewerkvereinen zusammen zu kämpfen. Ferner waren in dem Streik eine grosse Zahl anderer Arbeiter verwickelt, von denen nur der kleinste Theil organisirt war. Auch standen unter den 90 000 Streikenden Mitglieder der Vereine der Dampfkesselarbeiter und der Schiffsbauer, die nie gemeinsame Sache mit den Maschinenbauern gemacht, sondern nur infolge der Störungen, die der Streik mit sich brachte, ihre Arbeit verloren hatten.

Zu Beginn des Kampfes übernahm der Allgemeine Maschinenbauer-Verein nur die finanzielle Unterstützung der nichtorganisirten Arbeiter, die die Arbeit verloren; nach etwa dreimonatlicher Streikdauer waren indessen die Fonds einiger der kleineren Gewerkschaften völlig erschöpft, so dass der Allgemeine Maschinenbauer-Verein nun auch diese unterstützen musste. In der Zeit, als der Kampf seinen Höhepunkt erreicht hatte, wurden wöchentlich an die Arbeiter im Ganzen 40000 Lstr. ausgezahlt, von denen 26000 Lstr. aus der Kasse des Allgemeinen Maschinenbauer-Vereins flossen. Um Gelder zur Fortführung des Streiks aufzubringen, erhob der Verein von seinen in Arbeit stehenden Mitgliedern besondere Auflagen, bis der wöchentliche Extrabeitrag allein von Mitgliedern des Allgemeinen Maschinenbauer-Vereins 11500 Lstr. einbrachte. Eine Anzahl anderer Gewerkvereine schenkte dem Aufruf um Unterstützung reichlich Gehör; aber im Allgemeinen nahmen sich die Trade Unions der Sache nur mit sehr geringem Eifer an, was schon aus der einfachen Thatsache erhellt, dass die anderthalb Millionen britischer Gewerkschafter zusammen (ohne den Allgemeinen Maschinenbauer-Verein) nicht mehr als 5000 Lstr. wöchentlich zu den Fonds beisteuerten, das heisst weniger als die Hälfte des Betrages, den die in Arbeit befindlichen Mitglieder des Allgemeinen Maschinenbauer-Vereins zeichneten; ausserdem liefen noch gegen 1500 Lstr. wöchentlich ein durch Beiträge des Publikums, auch aus anderen Ländern, besonders aus Deutschland, Oesterreich und Skandinavien.

Die Erbitterung, mit der der Kampf geführt wurde, ist daraus ersichtlich, dass vor Ablauf von fünf Monaten keinerlei Konferenz zwischen den gegnerischen Parteien stattfand, und sich auch dann die Fabrikanten zu einer solchen nur unter der Bedingung bereit erklärten, dass zuerst nicht die Frage der Arbeitszeit, sondern ein halbes Dutzend von ihnen normirter Fragen diskutirt werde. Um nicht in den Augen Schlechtuntertheter den Anschein der Halsstarrigkeit zu erwecken, nahmen die Arbeiterdelegirten die Konferenz an, obgleich sie nicht die leiseste Hoffnung hegten, unter diesen Bedingungen ein gutes Resultat zu erzielen. Es wurde ihnen auch schnell genug klar, dass die Unternehmer nicht eben

in versöhnlicher Stimmung waren. Sie verlangten vollständige Kontrolle über ihre Fabriken, das Recht, Stückarbeit einzuführen, wo und wann dies ihnen vortheilhaft scheinete, das Recht, Lehrlinge in jeder Zahl zu beschäftigen: sie forderten grössere Freiheit in Bezug auf Ueberstundenarbeit, und sie verlangten ferner, an die Maschinen solche Arbeiter stellen zu können, die ihrer Meinung nach am besten dazu geeignet seien, und ebenso diese Arbeiter nach eigenem Gutdünken zu bezahlen. Und als dann endlich die Frage des Achtstundentages besprochen wurde, lehnten die Fabrikanten diesen aufs Entschiedenste ab und zwar unter dem Vorgeben, dass die Konkurrenz anderer Länder eine solche Einrichtung unmöglich mache; sie setzten hinzu, dass sie übrigens am besten zu beurtheilen verstünden, was in dieser Beziehung möglich und nothwendig sei, da ihnen die wahren Interessen des Handels und des Landes am Herzen lägen. So endete denn diese Konferenz damit, dass die Arbeiterdelegirten versprachen, die Bedingungen der Unternehmer den am Streik beteiligten Arbeitern mitzutheilen und diese darüber abstimmen zu lassen. Diese Abstimmung ergab eine fast einstimmige Verwerfung der Vorschläge der Unternehmer. Zu dieser Zeit — und das verdient erwähnt zu werden, da es von Einfluss auf die Misserfolge der Arbeiter war — gaben verschiedene Arbeiterdelegirten, die kleinere Gewerkschaften vertraten, deren Fonds bereits erschöpft waren, vertrauten Freunden gegenüber der Meinung Ausdruck, dass es mehr als genug des Kampfes sei, und der Streik lieber um jeden Preis beendet werden sollte. Ebenso sprachen sich von den acht Mitgliedern des Vorstands des Allgemeinen Maschinenbauer-Vereins mindestens zwei in einem Sinne aus, der gerade keinen allzu starken Kampfesmuth verrieth. Die Erhaltung ihrer Fonds schien ihnen bedeutend mehr am Herzen zu liegen, als die energische Führung des Kampfes; dagegen zeigte sich in den Reihen der Unterführer und im eigentlichen Arbeiterheere nirgends im Lande auch nur ein Zeichen der Unentslossenheit; im Gegentheil waren die nichtorganisirten Arbeiter, die mit den organisirten zusammen im Streik standen, ebenso hartnäckig wie nur irgend eine Gewerkschaft. Besonders in Leeds war dies sehr bemerkenswerth. Zu Beginn des Streiks verliessen sich die Fabrikanten stark auf die Nichtorganisirten, die in fast genau so grosser Anzahl dort vertreten waren, wie die organisirten Arbeiter. Nachdem aber die Gewerkschafter mit den Nicht-Gewerkschaftlern freundliche und taktvolle Unterhandlungen gepflogen hatten, wurden die unorganisirten Arbeiter treue Verbündete der organisirten und blieben dies bis zuletzt; und als Beweis der freundlichen Beziehungen, die zwischen gelernten und ungelernten Arbeitern bestanden, überwiesen die Gewerkschafter von der wöchentlichen Streikunterstützung, die die Gewerkschaft ihnen zahlte, jedes Mal eine Summe für einen Fonds zur Unterstützung der ungelernten Arbeiter, und zwar in Gemeinschaft mit den nichtorganisirten gelernten Arbeitern, die besonders bezahlt wurden, und von den 10 Shilling, die sie wöchentlich erhielten, für die Ungelernten 15 Lstr. wöchentlich beisteuerten. Das gleiche Verhalten zeichnete die Arbeiter auch in anderen Distrikten aus. Niemals und bei keiner Gelegenheit früher ist je ein so allseitig freundliches Einvernehmen und ein so wahrhaft brüderliches Gefühl unter Arbeitern beobachtet worden, wie bei

diesem Streik, und hat dieser Kampf auch nicht Alles erfüllt, was man hätte wünschen können, so hat er unzweifelhaft doch eine grosse und starke erzieherische Wirkung geübt. Als die zweite Konferenz zwischen den Vertretern der Arbeitgeber und der Arbeiter stattfand, waren nur sehr geringe Fortschritte gemacht. Die Arbeitgeber modifizirten ihre Vorschläge nur in wenigen Punkten; noch einmal stimmten die Arbeiter darüber ab und wieder verwarfen sie diese Vorschläge mit überwältigender Majorität. Unmittelbar nach dieser Abstimmung beschloss der Bund der Arbeitgeber, alle Punkte der Vorschläge mit erläuternden Bemerkungen zu versehen, die einen versöhnlicheren Geist auf Seiten der Unternehmer erkennen liessen, als er bis dahin von ihnen bekundet worden war. Viele hielten dies für ein gutes Zeichen; aber es erwies sich auch das nicht als Vorbote einer besseren Gesinnung unter den Arbeitgebern.

Um diese Zeit wurde es bekannt, dass die Fonds des Allgemeinen Maschinenbauer-Vereins nahezu erschöpft waren, und das wöchentliche Einkommen aus sämmtlichen Quellen hinter den Ausgaben um 8000 Lstr. zurückblieb. Augenscheinlich hatten die Fabrikanten die Absicht, durch den Hunger die Arbeiter zur Unterwerfung zu zwingen; denn obgleich sich in den Maschinenfabriken die Arbeiten beispiellos angesammelt hatten, hielten die kämpfenden Fabrikanten dennoch daran fest, die Arbeiter unter allen Umständen zu schlagen, koste dieser Sieg auch noch soviel Geld- oder Handelsverluste.

Auf Seiten der Arbeiter fand nun wiederum ein neuer Zusammenschluss durch den Londoner Gewerkschaftsrath statt, der jetzt eine nationale Konferenz aller Gewerkschaften einberief, um zu berathen, welche Schritte etwa noch zur Sammlung von Geldern gethan werden könnten; aber obgleich diese Berathungen durchaus einen sympathischen und ermutigenden Charakter trugen, verliefen sie doch in Bezug auf bestimmte finanzielle Unterstützung gänzlich resultatlos. Schon hielten, wie gesagt, einige Mitglieder des Vorstandes des Allgemeinen Maschinenbauer-Vereins die Lage für besorgniserregend. Es bestand nämlich die Bestimmung, dass eine Restsumme von 70000 Lstr. unter keinen Umständen zu Streikzwecken anzugreifen sei, sondern stets zur Zahlung der Altersunterstützungen zurückbehalten werden müsse, und es fürchteten jetzt verschiedene Mitglieder, dass diese Gelder in den Schwierigkeiten des Kampfes dennoch für den Streik verwandt werden könnten. So entschloss sich denn nach 29 Wochen des Kampfes, da keine Aussicht auf eine solche Geldunterstützung vorhanden war, die den Streik länger als etwa noch 2 Wochen aufrecht erhalten konnte, die Majorität der acht Mitglieder des Vorstandes des Allgemeinen Maschinenbauer-Vereins, dem Verbündeten Gewerkschaftskomitee in London die Zurückziehung der Forderung des Achtstundentags zu empfehlen. Bestimmt durch diese Empfehlung entschied sich das Verbündete Gewerkschaftskomitee, das durch seine Forderung des Achtstundentags den Streik veranlasst hatte, nach heftiger Diskussion dafür, den betreffenden Vorständen der verschiedenen beteiligten Gewerkschaften den Beschluss der Zurückziehung ihrer Forderung bekannt zu geben, und am Dienstag, den 18. Januar wurde dieser Beschluss veröffentlicht.

Die eigentlichen Arbeiter im ganzen Lande nahmen diese Bekanntmachung sehr unwillig auf; es fehlte nicht an starken Ausdrücken der

Entrüstung; sie wollten nicht glauben, dass es finanzieller Gründe halber unmöglich sei, den Streik länger fortzuführen. Als indessen die Entscheidung den Arbeitgebern mitgetheilt wurde, führte dies zu weiteren Unterhandlungen zwischen den Vertretern beider Parteien und zu einigen geringfügigen Modifikationen der Forderungen der Unternehmer. So wurden denn die durch weitere erläuternde Bestimmungen modifizirten Vorschläge der Arbeitgeber am Freitag, den 28. Januar 1898 unter den Arbeitern verbreitet, und die Majorität entschied sich dafür, die Bedingungen der Fabrikanten anzunehmen und den Streik aufzugeben.

Der Streik hat also mit einer Niederlage geendet, aber mit einer Niederlage, die geeignet ist, die sozialistische Bewegung vorwärts zu treiben. Gewiss wird Niemand sich über die Thatsache freuen, dass die Arbeiter geschlagen worden sind; aber wenn es wahr ist, wie Viele behaupten, dass die englische Gewerkschaftsbewegung einen viel zu eng begrenzten Charakter trug, dass die Gewerkschafter selbst weit davon entfernt waren, die wahre, wirthschaftliche Bedeutung der Macht des Kapitalismus zu verstehen, und dass eine rein freiwillige Aktion auf gewerkschaftlicher Basis in sich nicht die genügende Kraft besitzt, den verbündeten Unternehmern zu begegnen, so können wir hoffen, dass die Mitglieder der Gewerkschaften, die bisher politisch der einen oder der anderen plutokratischen Partei Gefolgschaft leisteten, jetzt die Nothwendigkeit einer unabhängigen, politischen Aktion zur Verwirklichung einer kollektivistischen Gesellschaft einsehen werden.

Ein sozialistischer Staat?

Von
George Sorel.
(Boulogne s. S.)

Pierre Leroy-Beaulieu, der Sohn des bekannten Professors der National-ökonomie, hat im vorigen Jahre ein merkwürdiges Buch erscheinen lassen.¹⁾ Er hat darin die Beobachtungen niedergelegt, die er auf einer Reise nach Australien und dem Cap gemacht hat. Ich will mich hier nur mit dem ersten Theil beschäftigen, worin sich einige Kapitel über die sozialistischen Experimente finden, die in diesen neuen Ländern versucht worden sind: der Verfasser nennt diese Länder „ein Laboratorium sozialer Wissenschaft“.

Für die Theoretiker des Sozialismus ist das Buch hochinteressant. Stellt man sich auf den Standpunkt der Utopisten, so muss man sagen: diese reichen Gegenden boten ausgezeichnete Bedingungen für die Organisation einer wirklich rationell eingerichteten Gesellschaft; sie haben sich die vorgeschrittene Technik Europas zu eigen gemacht, sie ziehen aus der europäischen Wissenschaft beständig Nutzen, und alte Traditionen belasten nicht ihre Entwicklung. Ich glaube auch ohne Weiteres, dass die australischen Staatsmänner, soweit sie Sozialisten sind, sich einbilden, an der Spitze der sozialen Bewegung zu marschiren. Einem Marxisten wird es freilich schwer werden, zu glauben, dass unter von den unsern so verschiedenen historischen Bedingungen und folglich unter dem Einfluss

¹⁾ Les nouvelles sociétés anglo-saxonnes. Paris, Colin.

von Ursachen, die den bei uns existirenden so unähnlich sind, plötzlich ein soziales Regime verwirklicht werden kann, das demjenigen analog ist, das nach dem kommunistischen Manifest aus dem zwischen Kapitalismus und modernem Proletariat entbrannten Kampfe hervorgehen soll. Eine ähnliche Frage hat angesichts der Entwicklung Russlands zu lebhafter Polemik Anlass gegeben. Wenn wirklich Australien uns die Möglichkeit bewiese, das sozialistische Regime auf einfachem legislativen Wege, dank den Leistungen der vorgeschrittenen Wissenschaft, zu verwirklichen, so wäre die marxistische Auffassung sehr erschüttert, und der geschichtliche Materialismus hätte seinen wichtigsten Daseinsgrund verloren. Ich glaube aber, dass eine unparteiische Prüfung zeigen wird, wie sehr Leroy-Beaulieu sich geirrt hat.

Der französische Schriftsteller kommt mehrmals auf die Anomalie zurück, welche die Vertheilung der Bevölkerung auf Stadt und Land darbietet. Die Goldminen haben Australien geschaffen; heute ist ihre Exploitation aber lange nicht mehr so bedeutend, und es existirt eine ungeheure städtische Uebervölkerung. Die Städte sind zu Wohlstand gelangt, weil viel Geld aus England gekommen ist, und die Einkünfte der gewaltigen Viehfarmen dort zusammenströmen.

Die europäischen Regierungen haben oft vor analogen Problemen gestanden; sie haben versucht, die Uebervölkerung für zeitweise Beschäftigung zu verwenden oder sie dauernd unterzubringen. Um sie nützlich zu verwenden, werden öffentliche Arbeiten unternommen und städtische Bauten befördert, wie es Napoleon III. in Frankreich gethan hat. Um sie dauernd unterzubringen, sucht man die Industrie unter dem Schirm von Schutzzöllen zu entwickeln. (Hierbei kann man sich auf die Autorität von List stützen.) Diese Mittel sind für die Unternehmer und Bankiers sehr nützlich; ihr Resultat ist gewöhnlich, wie in Italien, die Entwicklung der Grossbourgeoisie; aber ein sozialistisches Resultat ist das ja gerade nicht.

Leroy-Beaulieu meint, dass das Schutzzollsystem in Australien keine bedeutende industrielle Entwicklung erzeugen wird; das ist sehr wahrscheinlich, wenn die Arbeiter nicht aussergewöhnlich geschickt werden. Bei der Situation aber, in der das Land sich befindet, wo es genöthigt ist, jährlich als Zinsen für die entliehenen Kapitalien ungeheure Summen an England zu zahlen, ist es von nicht geringem Vortheil, dass es wenig vom Ausland zu kaufen braucht. Diese Erwägung unterstützt die protektionistische Politik.

Die Handelsbilanz Australiens wird augenblicklich durch den Export landwirthschaftlicher Produkte nach England hergestellt. Es ist also natürlich, dass die Regierungen diesen Handel fördern, Prämien gewähren, technische Schulen gründen und mit den Schiffsgesellschaften Kontrakte abschliessen. Keinem wird es einfallen, in alledem Sozialismus zu erblicken: das ist einfach Verwaltungsroutine.

Unser Schriftsteller sieht eine sozialistische Maassregel in den vom Staate in Melbourne gebauten Eisapparaten, die zur Erleichterung des Fleischtransports bestimmt sind; in Frankreich wären diese Einrichtungen wahrscheinlich von einer Handelskammer geschaffen worden. Ich sehe auch nicht ein, dass das Bodenkreditinstitut Neuseelands eine sozialistische Einrichtung ist; in Europa hängen die Bodenkreditanstalten, wie die Emissionsbanken, sehr eng mit dem Staat zusammen. Die Erfahrung hat auch gezeigt, dass man sie nicht nach einem gleichförmigen Typus einrichten kann; in dem Einfluss der öffentlichen Gewalten

auf sie sind verschiedene Grade zu beobachten; das sind aber Grad- und nicht Wesensverschiedenheiten.

In den neuen Ländern ist der Staat gezwungen, in viele Angelegenheiten einzugreifen, um die er sich später zum Theil nicht mehr zu kümmern braucht: Das Eingreifen des Staates ist nothwendig, um den Unternehmern und zumal den Landwirthen eine gewisse Sicherheit des Einkommens zu geben. Der australische Export hängt an einem dünnen Faden, die Regierungen erfüllen nur ihre Mission, wenn sie ihm auf verschiedene Weise zur Hülfe kommen.

Ohne Zweifel existiren viele Missbräuche, da die australischen Politiker nicht mehr werth sind, als unsere europäischen; das hat aber nichts mit dem Sozialismus zu thun.

Alle Regierungen haben sich mit innerer Kolonisation beschäftigt; Preussen thut es noch, und Algier ist Frankreich so nahe, dass man das, was dort geschieht, auch als solche betrachten kann. In Australien ist die Nothwendigkeit dazu noch grösser als anderswo, weil diese Kolonisation das einzig wirksame Mittel ist, die städtische Uebervölkerung dauernd unterzubringen. Vor Allem ist der eigenartige Charakter dieser Kolonisation bemerkenswerth: Der Boden wird den Ansiedlern nicht geschenkt, sondern verkauft oder auf lange Zeit verpachtet. Auch weiterhin sollen die öffentlichen Bedürfnisse in der Hauptsache aus den Erträgen der Staatsdomänen gedeckt werden; auch eine Klasse mittlerer Pächter soll geschaffen werden. Deshalb ist die Maximalausdehnung einer Domäne auf für Kultur geeignetem Boden auf 256 Hektar beschränkt. (Gesetz für Neuseeland von 1892.) In Algerien giebt man unsere Kolonisten kaum mehr als 25 Hektar in der Umgebung der Dörfer und nicht mehr als 200 Hektar fern von den Centren.

Es muss lange dauern, bis der Kolonist wirklich landwirthschaftlicher Besitzer wird, bis er die Denkart der Landleute annimmt, bis er seine Erde und seine Ochsken lieb gewinnt. Ueberall musste man dem Neugekommenen mit Gewalt die Verpflichtung auferlegen, am Orte zu bleiben und seinen Boden zu melioriren, und überall musste man ihn davon abhalten, zu schnell, nach der ersten Enttäuschung, zu verkaufen. Die australischen Gesetzgebungen haben sich diesen Prinzipien, die nichts Sozialistisches haben, angepasst. Wenn Leroy-Beaulieu die Frage weniger abstrakt geprüft hätte, würde er nicht geschrieben haben: „Die Gesammtheit dieser Maassregeln bildet eine beträchtliche Schwächung des Eigenthumsrechts und stellt eine ganz übermässige Einmischung des Staates in die Angelegenheiten des Einzelnen dar.“ Es handelt sich ja doch in Australien nicht darum, ein abstraktes und leeres Eigenthumsrecht zu beschränken, sondern das Eigenthum mit all seinen moralischen und sozialen Beziehungen zu organisiren.

Gewisse dieser zum Zweck der Organisation des Eigenthums eingeführten Maassregeln können sehr weitgehend erscheinen: so legt das Gesetz von 1895 für Neusüdwaales über die Homestead Selections den Ansiedlern eine Art Noviziat von fünf Jahren auf; nach Ablauf dieser Frist kann der Pachtkontrakt unter Verdoppelung der Rente dauernd geschlossen werden; der Ansiedler muss melioriren und den Boden direkt ergiebiger machen. In einem neuen Lande ist die Pflicht der Ansässigkeit, die übrigens an die Leibeigenschaft erinnern kann, wohl begründet, weil man die Kolonisation schaffen, d. h. die Bevölkerung mit dem Boden verbinden will: später werden die Verpflichtungen beschränkt werden können.

Man hat noch weiter gehen und die überschüssigen Arbeiter der Städte in Bauern umwandeln wollen: es war ein kühnes Unternehmen von grosser sozialer Tragweite. Daran konnte nicht gedacht werden, sie auf Bodenanteile zu werfen, die sie nicht zu benutzen verstanden hätten. Man glaubte, sie eine Lehrzeit durchmachen lassen zu müssen, indem man sie in Gruppen unter gewählten Führern vereinigte. Die Erfahrung lehrte, dass, wenn sich in einem Dorfe einige geschickte Bauern befinden, sie die Andern ausbilden können. Der Staat hat rückzahlbare Vorschüsse gewährt; das Gesetz hat aber vorgesehen, dass diese Landbaugenossenschaften sich nach der Tilgung ihrer Schulden an den Staat auflösen und den Boden theilen können.

Leroy-Beaulieu bemerkt richtig, dass man sich oft über die Möglichkeit, kleine Besitzungen, gleich denen in Frankreich, zu gründen, täuscht. Die Menschen müssen dazu eine Gesamtheit von Eigenschaften besitzen, die man in der städtischen Bevölkerung, besonders bei den englischen Arbeitern, schwer findet. Diese grosse Schwierigkeit rechtfertigt gerade die in Australien eingeführte Ausnahmegesetzgebung, die den Zweck verfolgt, den Kolonisten zu anderen Lebensgewohnheiten zu erziehen. Ich glaube, dass die Genossenschaftsdörfer der Kolonisten in Victoria und Südaustralien einen sehr interessanten Versuch darstellen, der aber nichts Sozialistisches hat.

Um innere Kolonisation zu treiben, muss der Staat sich Land verschaffen und dazu die Latifundien expropriieren. In Algerien macht Frankreich es ja mit den Arabern nicht anders, deren 1862 feierlich anerkannte Eigenthumsrechte ebensoviel werth sind, wie die Eigenthumsrechte der grossen australischen Besitzer. Ich sehe in den zu diesem Zwecke gegebenen Gesetzen nichts absolut Neues. Es sind Enteignungen, die dazu bestimmt sind, den Boden aus einem Exploitations-system, dessen Ergebnisse wenig befriedigend sind, in ein anderes System übergehen zu lassen, von dem man mehr erhofft.

Leroy-Beaulieu ist sehr eingenommen von den Squatters, wie man die Besitzer ungeheurer Weidenplätze dort nennt. Er nennt sie das Rückgrat der australischen Kolonisation und sagt, „dass das Fortgehen einiger Tausende derselben verhängnissvoller wäre, als die Auswanderung der Hälfte der 1100000 Einwohner, die die vier grossen Städte bevölkern.“ Das ist eine offenbare Uebertreibung, denn die Schafzüchter bilden keine schwer zu ersetzende Erwerbsgruppe; höchstens kann man sagen, dass, wenn die grosse Viehzucht-Exploitation geschädigt würde, der Export weniger gross werden, und der australische Kredit auf dem Londoner Platz weniger gesichert sein würde. Der Kleingrundbesitz ist mehr dazu geschaffen, Menschen zu ernähren, als Export zu ermöglichen.

Die Arbeitergesetzgebung ist nicht speziell sozialistisch; sie kann mit den Existenzgarantien, die im Mittelalter existirt haben, verglichen werden, besonders bei den Verfügungen, die den Zweck haben, die Konkurrenz solcher Arbeiter unmöglich zu machen, welche an einen weniger hohen standard of life gewöhnt sind als die australischen Arbeiter. Ein sozialistischer Schriftsteller²⁾ hat sogar das Paradoxon aufgestellt, dass die australischen Arbeiter infolge dieser Politik die wirklich sozialistischen Ziele, die Interessen der Menschheit und jedes grosse Ideal aus den Augen verloren hätten.

²⁾ Siebenhaar: Le paradis des ouvriers. Revue socialiste, Januar 1896.

Es ist vielfach übersehen worden, dass die soziale Frage in Australien eher mit der sozialen Frage im alten Rom, als mit der der Gegenwart Aehnlichkeit hat. Australien prosperirt in Folge glücklicher Umstände, welche ihm gestatten, ohne gleichen Austausch mit Europa auszukommen. Es ist in derselben Lage, wie ein Bergwerk von ausserordentlichem Reichthum. Der australische Arbeitstag wird nicht gegen einen europäischen Arbeitstag ausgetauscht. Zudem hat England die Zukunft seiner Kolonie eskomptirt, indem es ihr sehr bedeutende Kapitalien billig lieferte. Man kann sagen, dass das Gedeihen Australiens auf einer Art von Tribut beruht, der von Europa bezahlt wird. Es ist also nur natürlich, dass der Arbeiter darauf dringt, an den Vortheilen zu partizipiren, die aus diesen günstigen sozialen Beziehungen hervorgehen. Was in Australien vorgeht, hat sein Gegenbild in der Geschichte der antiken Republik.

Diese Analogie macht uns die australische Agrarpolitik besser verständlich, die Leroy-Beaulieu so in Verlegenheit setzt. Das Prinzip dieser Politik ist unseres Erachtens konservativ und nicht revolutionär. Umgekehrt begreifen wir an diesen australischen Experimenten besser die Schwierigkeiten, welche die römischen Staatsmänner fanden, als sie dem Volk den Boden zurückgeben wollten.

Der Sozialismus in Oesterreich.

Von

Otto Pohl.

(Wien.)

Die Schlacht bei Solferino bedeutet den völligen Zusammenbruch des österreichischen Absolutismus. Nur durch Erschliessung neuer, bis dahin unbenutzt gelassener Kraftquellen konnte man hoffen, das Leben des schwergetroffenen Staates zu erhalten. Man musste die wirthschaftlichen Kräfte und Interessen der bürgerlichen Klasse zur freien Entfaltung kommen lassen, um die Reorganisirung des Staatswesens, vornehmlich auch der bisher von der Hochfinanz beherrschten Staatswirthschaft zu ermöglichen. Eine bloß wirthschaftliche Reform ohne ein politisches Korrelat war aber ein Unding. Die Bethätigung der Unternehmungslust und das Vertrauen zur staatlichen Finanzverwaltung hatte einen Friedenszustand zwischen den herrschenden Mächten und dem Bürgerthum und eine gewisse Theilnahme dieser Klasse an den Regierungsgeschäften zur Voraussetzung. So trat ein freilich recht schwächlicher Konstitutionalismus ins Leben, der sich mit mancherlei Aenderungen zum Besseren oder Schlechteren, aber auch unter mehrfachen Sistrungen bis heute erhalten hat. Die Ursache dieser andauernden Schwächlichkeit lag in der Schwächlichkeit der bürgerlichen Entwicklung selbst, und diese wieder in dem Streite der Bourgeoisien der einzelnen Nationalitäten, in erster Linie der Deutschen und Tschechen. Das Prinzip der Konkurrenz siegte über das des Klassenkampfes. Gegenüber der deutschen Bourgeoisie, die durch die historischen Umstände in ihrer ökonomischen Entwicklung bevorzugt war, verband sich die slavische in der Regel mit den Feudalen unter dem Schlachtrufe der „Autonomie“, der für sie ein ökonomisches Protektionssystem, den Feudalen die Wiederherstellung der alten ständischen

Verfassung bedeutete. Es ist klar, dass dieses Bündniss den Charakter eines *societas leonina* bekommen musste. Den Feudalen gelang es, ihre ungeheueren politischen Privilegien, die in der Existenz des Herrenhauses, in der Wahlordnung für die Vertretungskörper u. v. a. zum Ausdruck kommen, ungeschmälert zu erhalten und ihre ökonomische Situation durch Bevorzugung der agrarischen Interessen in der Handelspolitik zu befestigen. Daneben brachten sie es zuwege, ein gut Theil von den Früchten des trotz alledem sich ausbreitenden Industrialismus in ihre Tasche zu praktizieren. So sind — von den landwirthschaftlichen Industrien abgesehen — besonders die Kohlengruben zu einem namhaften Theile im Eigenthume von Grossgrundbesitzern.

Das Resultat der ganzen Entwicklung ist nun Folgendes: Als eigentliche Industrieländer sind nur Böhmen in seiner nördlichen, zum grossen Theil deutschen Hälfte und Schlesien zu bezeichnen. In Mähren sind nur einzelne Bezirke grossindustriell, in Niederösterreich gleichfalls. In Wien überwiegt das Kleingewerbe, das sich zum Theil zum Kunstgewerbe entfaltet hat, zum grösseren aber immer tiefer in das Elend der Heimarbeit herabsinkt. Aehnlich ist das Verhältniss in Prag und den anderen grossen Städten der Monarchie. Die ländlichen Bezirke in den Sudetenländereien weisen unter dem Einfluss der Agrarkrise und der niedrigen landwirthschaftlichen Löhne eine starke Tendenz zur Wanderung auf, die sich theils nach Nordböhmen und Prag, theils nach Wien richtet. In den deutschen Alpenländern steht der Bauernhof noch ziemlich intakt, in den süd-slawischen Ländern ist das Elend das durch Generationen vererbte Geschenk einer kargen Natur. In Galizien ist das wenig ergiebige Land zu ungefähr gleichen Theilen unter Grossgrundbesitzer und Parzellenbauern getheilt, während für den eigentlichen bäuerlichen Besitz kaum 10% übrig bleiben. Der Parzellenbauer ist zur Erhaltung seiner Existenz auf die Lohnarbeit für den Grundherrn angewiesen, die sich bisweilen in Formen kleidet, die der Leibeigenschaft recht nahe stehen. Zur Ausbeutung durch den Grundbesitzer kommt gewöhnlich noch die durch den jüdischen Geldvermittler und Händler. Der polnische Adel aber ist trotz der Aussaugung der Landbevölkerung bei dem Mangel an industriellen Profitquellen auf staatliche Liebesgaben angewiesen. Dies erklärt auch, warum die Polen in jeder österreichischen Regierungsmajorität zu finden sind und trotz aller autonomistischen Deklamationen am Zentralismus festhalten.

Dem Zustande der materiellen Kultur entspricht der der geistigen. Am weitesten fortgeschritten sind die Sudetenländer, die ein ziemlich wohlgepflegtes Schulwesen aufweisen. Hier ist die Theilnahme an der Politik in allen Klassen eine lebendige, aber auch das nationale Empfinden so stark, dass es auf die Parteibildungen entscheidend eingewirkt hat. Das Wiener Kleinbürgerthum, ebenso unwissend, als moralisch haltlos, dabei politisch sehr beweglich, bietet einen äusserst günstigen Boden für die pfäffische Demagogie, während je weiter wir nach Süden oder Osten fortschreiten, mit der Kenntniss des Alphabets auch das politische Interesse und Verständniss abnimmt, und das unverhüllt klerikale Pfaffenthum an Macht gewinnt. Hier sind nur die Italiener auszunehmen, bei denen die städtischen Interessen vorwiegen und die nationalen Bestrebungen den Klerikalismus ausschliessen.

Es ist klar, dass in einem Staate, in dem das Elend zum Theile durch den natürlichen Zustand verursacht ist, zum Theile auch auf anderen Formen der Ausbeutung als den spezifischen des Kapitalismus beruht, wo die Volksbildung mangelhaft ist und die politische Verfassung keine Schutzwehr gegen lästige und brutale Polizeimassregeln abgiebt, der Sozialismus nicht im Fluge zum Sieg gelangen kann. In der That hat es mehr als zwanzig Jahre gedauert, ehe auch die Klasse der industriellen Arbeiter zu jener Reife gediehen war, um in einer geeinigten sozialdemokratischen Partei ihre Kräfte zu organisiren. Noch zu Lebzeiten Lassalles hatte die Arbeiterbewegung einige Wellen über die österreichische Grenze in die damaligen deutschen Bundesländer hinübergeworfen. So wurde in Asch an der nordwestlichen Grenze Böhmens eine Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins ins Leben gerufen. In dem Gebiete von Reichenberg, wo die seit einem Jahrhundert blühende Textilmanufaktur den Uebergang zur Grossindustrie durchmachte, entstanden im Laufe der folgenden Jahre Arbeiterbildungsvereine, die den Klassencharakter immer entschiedener offenbarten, und in Wien kam es anlässlich der Wiedereröffnung des Parlaments im Jahre 1869 zu einer grossen Demonstration für das allgemeine Wahlrecht, auf die das liberale Ministerium mit gerichtlichen Verfolgungen und Ausweisungen antwortete. Nach dem grossen Krach von 1873 gewann die Bewegung an Ausdehnung, aber nicht an Tiefe und Einheitlichkeit. Vielmehr trat die Trennung in „Gemässigte“ und „Radikale“ immer störender für die Durchsetzung von proletarischen Forderungen in Erscheinung. Unter den Schlagworten: „Durch Bildung zur Freiheit“ und „Durch Freiheit zur Bildung“ wurden die heftigsten Kämpfe zwischen den beiden Gruppen ausgefochten, wobei nicht nur persönliche Interessen einzelner „Führer“, sondern auch Einflüsse von aussen her mitwirkten. Die Gemässigten wurden von den Deutschliberalen ausgenützt, während zwischen den unter der Führung des intriguanten Grafen Hohenwart stehenden Feudalklerikalen und einzelnen radikalen Führern recht intime Beziehungen bestanden. Die Radikalen geriethen schliesslich in eine terroristische Richtung. Es kam die Aera der Attentate, die mit der Verhängung des Ausnahmezustandes über Wien und unerhörten Verfolgungen durch die Gerichte und Verwaltungsbehörden endete. In Wien schaltete ein eigener Senat für sozialistische Vergehen, ebenso in Prag, wohin die Sozialisten aus ganz Böhmen geschleppt wurden. Der Besitz eines einzigen Zeitungsblattes konnte die Verhängung einer mehrjährigen Kerkerstrafe zur Folge haben. Noch heute sitzen in den Gefängnissen von Stein und Bory Opfer jener „Anarchisten“jahre, in denen die bestehenden Organisationen und die politische Presse fast völlig unterging. Freilich ganz fruchtlos waren jene Jahre auch nicht gewesen; sie haben die österreichische Arbeiterschutzgesetzgebung geschaffen, die insbesondere durch die Bestimmung des Normalarbeitstages einen Fortschritt gegenüber dem bis dahin in den grossen europäischen Staaten bestehenden Arbeiterschutz bedeutete. Allerdings war bei ihrer Schöpfung der Hass der Feudalengagen den bürgerlichen Kapitalismus in hohem Grade mitbestimmend.

Die völlige Lähmung durch die Gewaltpolitik der Regierung hatte keinen Bestand. Bald sammelten sich wieder da und dort sozialistische

Gruppen, und neue Pressorgane traten ins Leben. Aber die Jahre der Verfolgung waren auch die Lehrjahre der österreichischen Arbeiterbewegung gewesen. Der alte Gegensatz von Radikal und Gemässigt war plötzlich verschwunden, so verschwunden, dass er überhaupt nicht mehr verstanden wurde. Nicht nur waren die alten Personen, die mit jenen Streitigkeiten untrennbar verknüpft gewesen waren, vom Schauplatze abgetreten, in jenen Jahren hatte auch der verbohrteste Gegner der „Politik“ den Einfluss der Gesetze, die zudem gerade damals durch das vornehmlich gegen unbequeme Agitatoren gemünzte Vagabundengesetz vermehrt worden waren, auf die Arbeiterbewegung kennen gelernt. Als nun insbesondere auf Betreiben des Herausgebers der Wiener Gleichheit, Dr. Viktor Adler in den letzten Dezembertagen des Jahres 1888 in Hainfeld, unweit von Wien, die Vertreter der sozialistischen Gruppen Oesterreichs zusammenkamen, trat eine ungeahnte Uebereinstimmung in den prinzipiellen und taktischen Fragen zu Tage. Sie fand ihren Ausdruck in der Gründung einer Partei, die den Namen der „Sozialdemokratischen Partei Oesterreichs“ erhielt, und in der Annahme eines Programms, das als die Hauptaufgabe der neuen Partei bezeichnete „das Proletariat politisch zu organisiren, es mit dem Bewusstsein seiner Lage und seiner Aufgabe zu erfüllen, es geistig und physisch kampffähig zu machen und zu erhalten.“

Das Programm war also da, aber es fehlten vorläufig die Massen, die es anerkannt und zur Richtschnur ihres politischen Handelns gemacht hätten. Die Agitation mit gewöhnlichen Mitteln war eine äusserst schwierige und wenig versprechende. Das Versammlungsrecht war formell oder thatsächlich ausser Kraft gesetzt, die Pressfreiheit bei den massenhaften Konfiskationen und dem in Oesterreich zu Recht bestehenden Kolportageverbote ein leeres Wort. Zudem kam neben der geringen Bildung der Massen und ihrer politischen Apathie die durch die Vorgänge der letzten Jahre gesteigerte Aengstlichkeit. Man musste ein Mittel finden, die Massen in ihrem Gefühlsleben zu packen und so durch die Begeisterung die Bedenken zu besiegen und das Denken vorzubereiten.

Es war die durch den Pariser Kongress beschlossene Mäifeier, die diese nothwendige Aufrüttelung der österreichischen Arbeiterschaft in einem völlig unerwarteten Grade zu Wege brachte. Mit einem bewundernswürdigen Instinkte erfassten die Arbeiter aller Nationen Oesterreichs die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Tages, der dem Befreiungssehnen ihrer unterdrückten und entrechteten Klasse symbolischen Ausdruck gab. Vor dem Elan, der die Massen durchglühte, wich die Regierung und Bourgeoisie entsetzt zurück. Zu lang hatten sie auch den Sozialismus zum unterirdischen Leben gezwungen, als dass sie nicht seine Natur, wie auch seine Kräfte verkannt hätten. So wurde der 1. Mai 1890 dank der ungeheueren Angst der besitzenden Klassen fast allgemein glänzend und ohne Störung gefeiert. In den grossen und den meisten kleingewerblichen Betrieben ruhte die Arbeit, während in öffentlichen Versammlungen, die diesmal zu verbieten die Regierung nicht den Muth gehabt hatte, Hunderttausende zum ersten Male die sozialistischen Lehren vernahmen. So ward die sozialdemokratische Partei in eben dem Augenblicke zu einer politischen Macht, als sie in die Oeffentlichkeit trat. Der

1. Mai sicherte der Bewegung die Möglichkeit der öffentlichen Entwicklung; der Ausnahmezustand war unmöglich und sinnlos geworden, er fiel im nächsten Jahre.

Nun galt es, die neugewonnenen Massen durch eine gemeinsame Aktion fest aneinanderzuschliessen. Das am meisten in die Augen springende Unrecht, das den Arbeitern von Seiten der herrschenden Klassen zu Theil geworden war, war das ungerechte Wahlsystem, das die Arbeiterklasse jedes Einflusses auf die Gesetzgebung beraubte. Als nun die belgischen Arbeiter im April 1893 durch den Massenstreik das allgemeine Wahlrecht errungen hatten, wurde der Ruf nach einem energischen Kampfe für dieselbe Forderung in Oesterreich sofort allgemein. Mit dem 1. Mai begann die Wahlrechtsagitation in unzähligen Versammlungen und Demonstrationen, die zum Theile mit blutigen Konflikten mit der Polizei und dem Militär endeten. Der feudale Ministerpräsident sah sich veranlasst, eine Wahlreform auszuarbeiten, die der Arbeiterschaft bedeutende Zugeständnisse machte, aber auch dazu dienen sollte, das liberale Bürgerthum zwischen der klerikalen Reaktion und dem revolutionären Proletariat zu erdrücken. Zwar fiel er durch eine Koalition aller in ihrem politischen Besitzstande sich bedroht fühlenden Parteien, aber der Bewegung konnte kein Stillstand mehr geboten werden. Wohl erwies sich die Partei zu schwach, um den in der ersten Hitze angedrohten General- oder Massenstreik durchzuführen, aber sie konnte das politische Leben des Staates so sehr in Aufregung halten, dass die Annahme einer Wahlreform zur drängenden Nothwendigkeit wurde. Das Koalitionsministerium war unfähig, die Reform zu machen und darum dem Tode geweiht. Bevor es freilich über die Reform fallen konnte, ging es mit der morsch gewordenen Parlamentsmajorität über einer kleinen Frage „nationalen“ Charakters in die Brüche. Das Ministerium Badeni, das nach einer kurzen Zwischenzeit ans Ruder kam, hatte als erste Aufgabe den Abschluss der Wahlreform. Das angenommene Gesetz war jämmerlich genug. Den bestehenden Wählerklassen ist eine neue, fünfte, angefügt, die im ganzen 72 Mandate gegenüber 353 der vier andern Klassen zu vergeben hat. Bei der ungeheueren Ausdehnung der Wahlkreise wird so die städtische Bevölkerung mit Ausnahme der der grössten Hauptstädte durch die ländliche erdrückt. Dazu kommt noch in allen Ländern, bis auf Niederösterreich, das Wahlmännersystem, und in mehreren sogar die Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Wahl. Immerhin hat das Gesetz den Vortheil, dass innerhalb der einen Kurie ein allgemeines und gleiches Wahlrecht besteht, dass also die Arbeiterklasse von den übrigen nicht abgesperrt ist, dass die Wahlagitation die sozialistische Propaganda in allen Klassen erleichtert und zur Nothwendigkeit macht, dass endlich die Abgeordneten der fünften Kurie als eigentliche Volksvertreter eine grössere Macht als die privilegierten Abgeordneten repräsentiren.

Die ersten Wahlen unter dem neuen Gesetz fanden im Vorfrühling des vergangenen Jahres statt. Die Umstände, unter denen sie durchgeführt wurden, lassen einen genauen Schluss auf die Stärke der Partei nicht zu. Denn einerseits wurde durch die Gewaltpolitik der galizischen Behörden, durch die schmutzigen Praktiken der Wiener christlich-sozialen

Gemeindeherren und den Terrorismus nordböhmischer Unternehmer den Sozialdemokraten viel Abbruch gethan, andererseits gaben in jenen Kreisen, wo der Klassenkampf noch nicht zur vollen Schärfe entwickelt ist — und das ist in sehr vielen Kreisen der Fall — die in der Minorität befindlichen bürgerlichen Parteien besonders in der Stichwahl¹⁾ ihre Stimmen dem Sozialdemokraten.

Gewählt wurden vierzehn Sozialdemokraten, daneben einige radikale Ruthenen mit einem agrarsozialistischen Programm. Einer von ihnen ist auch dem sozialdemokratischen Reichsrathsverband als Hospitant beigetreten. Die Gesamtstimmenzahl beträgt sicher über eine halbe Million, so dass die Sozialdemokratie sich als die stärkste Partei des allgemeinen Stimmrechts darstellt²⁾, ein ungeheurer Erfolg einer erst neun Jahre alten Partei, die zum ersten Male und ohne bedeutende materielle Mittel in einen Wahlkampf eingetreten ist. Die bedeutendsten Erfolge waren die in Galizien gegen das die Regierung regierende Stanczikenthum errungenen. In Krakau und Lemberg stimmten neben den Arbeitern und Kleinbürgern auch die Bauern des dem Kreise zugetheilten Landgebiets sozialdemokratisch. In Nordböhmen, das ganz gewonnen wurde, trat in einigen Wahlkreisen ein bedeutender Theil der ländlichen und kleinstädtischen Bevölkerung, der hochgehenden deutsch-nationalen Agitation zum Trotz, gleichfalls für den Sozialdemokraten ein. In vielen Gemeinden wurden die sozialdemokratischen Wahlmänner — darunter Gemeindevorsteher — einstimmig gewählt. Selbst in den privilegierten, städtischen und ländlichen Kurien vereinigten dort die Kandidaten der Partei grosse Stimmenzahlen auf sich und unterlagen in einigen Bezirken erst in der Stichwahl den vereinigten Liberalen und Radikal-Nationalen. Im tschechischen Gebiete wurden im ersten Wahlgange zwei Mandate industrieller Kreise gewonnen, trotz einer jungtschechischen Agitation, die sich ausser auf eine populäre Parteitradition auf Verleumdungen und Terrorismus der Unternehmer und Meister stützte. Prag ging in der Stichwahl verloren, das massenhafte nationale Kleinbürgerthum der Stadt gab hier den Ausschlag.

Von den Niederlagen war die in Wien die schmerzlichste, weil man sie nicht erwartet hatte und weil sie die besten Männer der Partei aus dem Reichsrathe ausschloss. Und doch hätte die Erwägung der sozialen Zusammensetzung der Wiener Bevölkerung auf dieses Resultat vorbereiten können. In Wien unterlag die Partei aber auch der kleinstädtischen Korruption und der stillen, jedoch um so intensiveren Agitation der Pfaffen. Ueberhaupt hat der Zentrumsthurm auch in Oesterreich dem Ansturm des Sozialismus diesmal noch Stand gehalten. Denn auch Pernerstorfer

¹⁾ Die geringe Zuwachsziffer (6573 Stimmen, d. i. 2,76 ‰), die in der amtlichen Statistik angegeben wird, giebt kein Bild von dem wirklichen Sachverhalt, da Urwähler- und Wahlmänner-Stimmen unter einem geführt werden. So wurden z. B. in Mähren (mit Ausschluss von Brünn) durch 145 Wahlmänner-Stimmen zwei Mandate in der Stichwahl gewonnen. (Oesterr. Statistik, XLIX. Bd., I. Heft.)

²⁾ In den Wahlkreisen mit direktem Wahlrecht erhielten die Sozialdemokraten 231 586 von 593 100 abgegebenen Stimmen, d. i. 37,95 ‰, die Christlich-Sozialen 262 094 Stimmen, d. i. 42,96 ‰. Von 30 022 Wahlmänner-Stimmen wurden für die sozialdemokratischen Kandidaten 6412, d. i. 17,56 ‰, abgegeben; die Jungtschechen, die an zweiter Stelle kommen, vereinigten 4962 Wahlmänner-Stimmen, d. i. 13,59 ‰.

fiel in dem sicher geglaubten Wiener-Neustadt. Im ganzen Süden der Monarchie wurde nur Graz — und dieses nur mit Hilfe der Deutsch-nationalen — gewonnen, alle übrigen Bezirke wählten tiefschwarz. Doch so ganz trostlos für die Sozialdemokratie sieht es auch dort nicht aus. Aus den entlegensten Alpenthälern in Tirol und Steiermark, wo der Lohnarbeiter ausser durch den Bauernknecht nur durch den Holzfäller vertreten ist, kam die Kunde von sozialdemokratischen Wahlmännern. Besonders rührig haben sich in jenen Gegenden neben den Eisenbahnern die Lehrer gezeigt, denen die Vernachlässigung durch die bürgerlichen Parteien und der Verrath durch die christlich-sozialen Anwälte des „kleinen Mannes“ in ganz Oesterreich die Augen zu öffnen beginnt.

Die politischen Erfolge der letzten Jahre wären natürlich unmöglich gewesen, wenn es nicht gelungen wäre, die aus ihrer Gleichgiltigkeit emporgerissenen Massen zum politischen Denken zu erziehen, mit ihren Interessen an die Arbeiterbewegung zu knüpfen und zum Zwecke ihrer Schlagfertigkeit zu organisiren. Neben den alten Bildungsvereinen traten die Gewerkschaften, die einen ziemlich raschen Aufschwung nahmen. Auf dem zweiten Gewerkschaftskongress, der im Dezember 1896 stattfand, erstattete die Gewerkschaftskommission einen Bericht, nach dem es in ganz Oesterreich 313 Gewerkschaften mit 490 Ortsgruppen und 527 Bildungsvereinen gab. Organisirt waren in Gewerkschaften 99 434 und in Bildungsvereinen 33 400 Personen; darunter im Ganzen 5001 weibliche. Die Statistik war allerdings keine vollständige, da viele Vereine die ausgesetzten Fragebogen nicht beantwortet hatten.

Ein Gegensatz zwischen der politischen und gewerkschaftlichen Bewegung besteht in Oesterreich nicht, dagegen hat man sich von gewerkschaftlicher Seite vielfach bemüht, die Bildungsvereine in sogenannte „gemischte“ Gewerkschaften umzuwandeln. Der letzte Gewerkschaftskongress hat jedoch nur beschlossen, dass keine neuen Bildungsvereine mehr zu gründen seien, ein Beschluss, der nicht fest eingehalten wird, da namentlich in Nordböhmen und im tschechischen Gebiet der Bildungsverein sehr populär ist. Uebrigens ist — hauptsächlich aus persönlichen Motiven — gegenwärtig die Einheit der gewerkschaftlichen Organisation gelöst. Es besteht in Prag eine besondere tschechische Gewerkschaftskommission, der sich ein bedeutender Theil der aus Tschechen zusammengesetzten Vereine, besonders Böhmens, angeschlossen hat.

Die gewerkschaftliche Organisation ist in Oesterreich durch die Niedrigkeit der Löhne sehr erschwert, dazu kommt der Widerstand des Unternehmers und der Regierung. So sind unter dem Ministerium Badeni die grossen Verbände der Eisenbahnarbeiter und Eisenbahnangestellten aufgelöst worden, alle Versuche von Neugründungen scheiterten bisher an der Hartnäckigkeit der Behörden und der Willfährigkeit des Reichsgerichts.

Die österreichischen Gewerkschaften stehen durchweg auf sozialdemokratischem Boden. Nur unter den tschechischen Bergarbeitern einzelner Gebiete zeigen sich „unabhängige“ Regungen. Die christlich-sozialen Gründungen sind kläglich ins Wasser gefallen. Nur die Organisationen der Tramwaybediensteten, Handlungsgehilfen, Gastwirthsgehilfen etc. stehen meistens in anderen Lagern.

Die politische Organisation hat entsprechend der raschen Partei-entwicklung einen raschen Wechsel durchgemacht. Gegenwärtig herrscht ein System, das von der Lokalorganisation ausgeht und über die Bezirks- und Wahlkreisorganisation zum Parteitag aufsteigt. Doch ist die Einheit der Partei gegen früher durch die nationale Scheidung stark gelockert. Diese ist das nothwendige Produkt der gewaltigen Ausbreitung der sozialdemokratischen Idee in Böhmen. Während die Polen von jeher ihre gesonderte Organisation hatten, war die tschechische bis vor wenigen Jahren an die deutsche eng angegliedert. Es war das darum selbstverständlich, weil der tschechische Arbeiter im Allgemeinen durch Vermittelung der deutschen Kultur und Sprache zum Sozialismus kam. Der Sozialismus wurde nach Böhmen durch jene Arbeiter importirt, die in deutschen Gegenden, vornehmlich in Wien, gearbeitet hatten. Die litterarische Abhängigkeit besteht auch heute noch zum grossen Theile, die politische Selbständigkeit jedoch ist bei der Entfaltung der Parteiaufgaben eine Nothwendigkeit geworden, bei der es dahingestellt bleiben mag, wie weit auf die Form ihrer Erfüllung das mächtig entwickelte nationale Selbstbewusstsein der tschechischen Nation eingewirkt hat.

Die Gesamtpartei besteht gegenwärtig aus den deutschösterreichischen, tschechoslawischen, polnischen, italienischen und slovenischen sozialdemokratischen Parteien, die jede ihre eigene Organisation, Parteivertretung und Parteitag haben. Nur über die diesen Gruppen gemeinsamen Angelegenheiten hat der alle zwei Jahre einzuberufende Gesamtparteitag, bezw. die aus den in Wien wohnenden Mitgliedern der einzelnen nationalen Parteivertretungen zusammengesetzte Gesamtvertretung zu entscheiden.

Es erübrigt noch eine Betrachtung der litterarischen Leistungen der Partei. Dieselben sind nicht so bedeutend, als man nach der sonstigen Entwicklung der Bewegung erwarten sollte. Daran trägt neben den allgemeinen österreichischen Zuständen, der Armuth und dem geringen Bildungsgrad der Bewohner wohl auch das spezifisch österreichische Temperament Schuld, das ja nie zu der Kühle geneigt hat, in der wissenschaftliche Grossthaten gedeihen. Dazu kommt, dass alle brauchbaren Kräfte in den engeren Parteidienst festgespannt sind. Nur die Presse, deren ureigenes Element, die Beweglichkeit, auch das Charakteristikon der österreichischen Völker bildet, ist trotz der ungeheuren gesetzlichen Hindernisse besser entwickelt. Es bestehen gegen 40 politische Blätter in den verschiedenen Sprachen, die meistens theils halbmonatlich, theils wöchentlich erscheinen, ausserdem eine Anzahl Gewerkschaftsblätter. Tagesblätter hat die Partei nur zwei; die „Arbeiterzeitung“ in Wien und das „Právo Lidu“ in Prag, beide vortrefflich geleitet und wegen ihrer in Oesterreich so seltenen Wahrheitsliebe und moralischen Unantastbarkeit auch im bürgerlichen Publikum hochgeachtet. Ein wissenschaftliches Organ hat die Partei nicht; den bescheidenen Ansatz dazu bildet die in Prag in tschechischer und deutscher Sprache erscheinende Monatsschrift „Akademie“, die von Akademikern geleitet wird.

In Oesterreich vollzieht sich das ganze Leben der sozialistischen Idee innerhalb der sozialdemokratischen Partei. Der Aufgaben sind so viele, dass die Lust zur Sektirerei oder zur doktrinären Ausschliesslichkeit

auf der anderen Seite nicht aufkommen kann. So ist der Anarchismus und „unabhängige“ Sozialismus auf winzige Gruppen beschränkt geblieben. Es bestehen zwar einzelne Blätter, die jedoch jeden Einflusses entbehren. Am unschuldigsten ist die Spielart, die in zwei Prager tschechischen Revuen ihren Ausdruck findet. Die Prinzipienlosigkeit des Bohémien nennt sich da Anarchismus.

Der sog. christliche Sozialismus ist in Oesterreich nur noch durch eine einzige Person, Herrn Hans Beruth vertreten, der in seinem Organ „Politische Fragmente“ dem Kapitalismus, besonders auch dem der Kirche, wacker zu Leibe geht. Was sich sonst christlich-sozial nennt, ist nicht nur klerikal, sondern auch streng feudal. In der „Monatsschrift für christliche Sozialreform“, die von Freiherrn von Vogelsang gegründet wurde, lagert jetzt der Monsignore Scheicher fleissig Unflath nach der Art des Pastor Hülle ab.

Ich will schliessen. Es lag ursprünglich wohl in meiner Absicht, zum Schlusse die Aufgaben darzustellen, vor die der neuentfachte nationale Kampf die Sozialdemokratie Oesterreichs stellt. Nun hat Karl Kautsky letzthin dieses Thema in der Neuen Zeit ausführlich behandelt. Seine Ausführungen, soweit ich mit ihnen übereinstimme, wiederzugeben, hätte keinen Sinn, über jene Punkte, in denen meine Meinung von der seinigen abweicht, zu polemisieren, sehe ich nicht als in den Rahmen dieses Artikels fallend an. Darum schliesst meine geschichtliche Darstellung mit dem Zeitpunkte, da die frivole Unfähigkeit des Grafen Badeni die gegenwärtigen, unlösbar scheinenden Wirrnisse heraufbeschworen hat.

Das Vaterland.

Von

Pedro Dorado.

(Salamanca.)

Es geht mit dem Vaterland wie mit allen anderen Institutionen, die schon Jahrhunderte dauern: die Menschen der Gegenwart sind bei der Entstehung nicht dabei gewesen, sie fanden sie schon als festes Ganzes, das einen Theil ihres sozialen Milieus bildete, und bilden sich nun ein, dass es ohne diese Institutionen nicht gehen würde, ja, dass dieselben so wichtig seien, dass wir mit ihrem Fortfall auch sämtliche Stützen der gegenwärtigen Ordnung verlieren würden und dass infolge dessen Alles zusammenstürzen müsste. Die meisten Männer der Gegenwart, sogar die hervorragendsten und intelligentesten, können sich ein Leben ohne die gegenwärtig bestehenden Nationen, ohne das nationale Vaterland, garnicht denken. Darum haben auch sie dasselbe in einen verehrungswürdigen Gegenstand verwandelt, gegen den jeder Angriff ein verabscheuungswürdiges Verbrechen bedeutet, darum auch erheben sie den Patriotismus unter die ersten Tugenden.

Gegen diesen wie gegen jeden Aberglauben giebt es ein äusserst wirksames Mittel: historische und vergleichende Studien. Die Menschen der früheren Zeiten kümmerten sich um das Vaterland gerade so viel, wie die Wilden von heute. Sie lebten, wie die ethnologischen Forschungen nachgewiesen haben, in Gruppen von Individuen, nur durch das persönliche Band der Verwandtschaft verbunden. Zur Erde, auf der sie lebten, standen sie nur vorübergehend in Beziehung, so lange ihnen der Ertrag des Bodens zu Gute kam (Jagd, Waldprodukte und späterhin Weiden für das Vieh); hatten sie ein Terrain abgeweidet, so zogen sie weiter. Man kann also zu jener Zeit nicht von einem Vaterland im heutigen

Sinne des Wortes sprechen. Doch lag schon da der Keim zum Vaterlandsbegriff. Wo der Boden fruchtbar war, suchten die Bewohner sich so lange wie möglich zu halten, sie vertheidigten ihn gegen die Angriffe und Einfälle Anderer; doch vertheidigten sie ihn nicht des „heimischen Bodens“ wegen, sondern sie vertheidigten die Quelle materieller Güter und Gentisse. War die Quelle erschöpft, so verliessen sie diese ohne das mindeste Bedauern, im Gegentheil, sie freuten sich, einen Boden zu finden, auf welchem sie ihre speziellen Interessen besser verfolgen konnten. Und dennoch waren sie keine schlechten Patrioten. Ihr Vaterland war der Stamm selbst, ein wanderndes Vaterland, das für alle die konstituiert wurde, die durch gemeinsame Interessen verbunden waren, die sich solidarisch fühlten im Besitz, im Glück und im Unglück. Dieses (mehr oder weniger bewusste) Solidaritätsgefühl, der Ursprung des sich später entwickelnden Patriotismus, war durch rein physiologische Gründe hervorgerufen und durch die Nothwendigkeit, alle Kräfte zu vereinigen zum Kampf um die Existenz. Es entstanden bald zwei Gefühlsströmungen und logischerweise auch zwei verschiedene Bethätigungsformen dieser Gefühle: einerseits die Sympathie für die Mitglieder der Gruppe, das Kooperationsbestreben, das Solidaritätsbewusstsein, das Gefühl, dass jedes dem Individuum zugefügte Uebel (die heutige Auffassung des Individuums war damals nicht bekannt) der ganzen Gruppe zum Schaden gereichen müsse (daher die in jener Zeit so häufige Kollektivverantwortlichkeit); andererseits der Hass gegen die Angehörigen anderer Gruppen, der wieder die Verpflichtung auferlegte, Jenen so viel Uebel zu bereiten als möglich, da der Schaden der Anderen Vortheil für die Eigenen bedeutete. Was im Stamme selbst streng bestraft wurde, war vollständig gestattet, ja sogar verdienstlich den Angehörigen anderer Stämme gegenüber, Mord und Raub wurden vertheidigt oder bestraft, je nachdem das leidende Objekt dem fremden oder dem eigenen Stamme angehörte.

Als sich die Volksgruppen aus Wandervölkern in sesshafte verwandelt hatten, in Jäger, Hirten, Ackerleute, trat nun an Stelle der rein persönlichen Solidarität, die dem Bewusstsein des gemeinsamen Ursprungs entstammte, die Territorialsolidarität, begründet in dem Zusammenleben auf demselben Boden. Da erscheint auch die Idee des Vaterlandes. Doch auch hier ist die Basis das gemeinsame Interesse, der Nutzen, den der Boden seinen Erobern bringt. Auch hier treten bei den Einwohnern wieder zwei bestimmende Momente zu Tage: Sympathie und Hilfeleistung den Genossen, Hass und Verfolgung den Feinden.

Bleiben wir dabei stehen: Erkennt man nicht die Entstehung des modernen Patriotismus in dieser Vereinigung von Gedanken und Gefühlen, die durch die erwähnten Doppelmotive hervorgerufen werden, deren Hauptelement doch der Egoismus ist? Wer erblickt nicht eine Wiederholung des Zustandes, den wir eben darlegten, in der feindseligen Wildheit, mit der man die Fremden behandelte und behandelt, indem man ihnen die Rechte versagt, die den Angehörigen der Nation gewährt werden, indem man sie nur mit Widerstreben als Seinesgleichen betrachtet? Wer weiss nicht, dass man gerade in Kriegszeiten (Krieg in allen Formen, aber besonders mit den Waffen) am meisten von Patriotismus spricht? D. h. in jenen Momenten, wo die Gesellschaft in frühere Entwicklungsstadien zurückfällt (aus dem industriellen Typus in den militärischen, würde Spencer sagen), ist der grösste Patriot Derjenige, der seinen Hass am kräftigsten bethätigt und dem Gegner am meisten Schaden bringt. In solchen Momenten wird Der Held genannt, der sich am unmenschlichsten zeigt, der den Feind am meisten in seinen Kreisen stört etc., und man bejubelt, belohnt und segnet seine Handlungen. Nichtsdestoweniger pflegen wir das primitive soziale Leben mit verächtlichem Achselzucken zu betrachten, wir glauben uns weit davon entfernt und wir bilden uns ein, dass die Brutalität und grobe Prosa, die es charakterisirten, verschwunden und durch die Kultur ersetzt seien, die Kultur, die die Verfeinerung und Delikatesse mit sich gebracht, die Kultur, die uns die altruistischen, humanitären, grossmüthigen Gefühle des Patriotismus gebracht hat, die die Alten nicht kannten, die nur des höheren Geistes der gegenwärtigen Menschen würdig sind.

Das egoistische Interesse, welches die Grundursache des Patriotismus ist, ist auch sein grösster Feind, der ihn dereinst vernichten wird. Die wenig intelligenten Menschen,

deren Blick nicht über ihren engbegrenzten Horizont hinausgeht, die deshalb nur selten den innern Zusammenhang der Dinge erfassen, da ihnen alles Fernliegende entgeht, haben natürlicherweise keinen Begriff von dem, was wirklich wohl thut, da sie nur das erkennen, was ihnen jetzt, in diesem Augenblick vortheilhaft scheint, um ihren Ehrgeiz, ihre Gelüste, ihre Feindseligkeiten zu befriedigen, und sich nicht klar darüber sind, dass das, was sie heute als Vortheil betrachten, sich morgen für sie in einen Nachtheil verwandelt, der bedeutend grösser ist als der erhoffte Erfolg, und dass das kleine Opfer an Interessen irgendwelcher Art zu Gunsten des Nächsten sich hundertfach zurückbezahlt. Das Motiv zu diesem Phänomen, dieser Kurzsichtigkeit, ist eben die Begrenztheit der Kultur oder die kleine Zahl der im Geiste angesammelten Erfahrungen und Beobachtungen. Derartige Persönlichkeiten erkennen nur sich als Vaterland, denn sie fühlen sich mit Keinem solidarisch, sie anerkennen ferner als Vaterland höchstens die Familie oder das Dorf und als Verwandte und Genossen einzig die, die ihnen Dienste leisten können. Niemand ist wie diese von der Güte und Ueberlegenheit der eigenen Sache überzeugt und gleichzeitig von Hass erfüllt gegen Alles, was Fremde betrifft.

So erklärt es sich, dass das Vaterland im Alterthum gewöhnlich so klein war. Da das Vaterland der Kreis der Menschen war, denen gegenüber man das Solidaritätsbewusstsein hatte, und da dieser Kreis sehr eng war, war auch jenes eng begrenzt. Deshalb sagen die politischen Schriftsteller, dass die nationalen Staaten, wie wir sie kennen, modern sind, und dass im Alterthum die Städte die Staaten bildeten.

Die Logik der Thatfachen hatte hier wie überall ihre naturgemässen Wirkungen. Mit oder ohne bewusste Absicht, auf friedlichem oder kriegerischem Wege, gelangten die einzelnen Angehörigen verschiedener Länder dazu, unter einander Verbindungen anzuknüpfen, dadurch erwarben sie mehr Erfahrungen und konnten namentlich die eigenen Institutionen mit denen der Fremden vergleichen, wurden intelligenter und einsichtiger und überzeugten sich nach und nach, dass es oft dem eigenen Interesse mehr nützte, wenn man auch das fremde berücksichtigte, dass daher der Kreis der Solidarität sich erweitern müsse. Damit wurde auch der Begriff Vaterland grösser; früher feindliche Stämme und Geschlechter thaten sich zusammen und verschmolzen in einander; die Glieder der einzelnen Gemeinschaften verwandelten sich aus Ausländern in Landsleute, aus Fremden in Genossen; die früher rein äusserlichen Beziehungen sind nun schon innerliche geworden, die Doppelströmung von Sympathie und Hass fliesst nun in eine Strömung zusammen: das Interesse gebietet, dass der ursprüngliche Patriotismus (gegenseitige Feindseligkeit) andere Bahnen einschlägt, die frühere Feinde helfen sich nun freundschaftlich gegen einen neuen gemeinsamen Feind.

Der ganze soziale Fortschritt baut sich eben gerade darauf auf, dass die Menschen sich ihrer — scheinbar oft auseinanderliegenden — gemeinsamen Interessen bewusst werden; dass sie die Verschiedenheit zwischen den Landesangehörigen und den Fremden zu verwischen suchen, um nur noch von „Menschen“ zu sprechen; dass sie den feindseligen, brutalen Kampf, den Antiegoismus durch die Sympathie und Kooperation zu ersetzen streben; dass der Staat ex lege, mit seiner wilden Feindseligkeit gegen andere Nationen verschwinde vor der Verbindung der Völker zum Zwecke der Verfolgung gemeinsamer Interessen. Im modernen Zeitalter noch konnte das Solidaritätsgefühl höchstens zwischen Individuen derselben Nation gewahrt werden; dennoch verbreitet sich dieses Gefühl immer mehr. So lange nicht der Hass und die Feindschaft zwischen den Angehörigen der verschiedenen Nationen aufhört, so lange die Nationen als solche bestehen, sind wir noch weit entfernt davon, den homogenen Organismus erreicht zu haben, dessen einzelne Glieder gemeinsam demselben Ziel entgegengehen; aber schon heute erhalten die internationalen Bestrebungen mächtige Förderungen durch einzelne auserlesene Geister und durch Viele, die in aller Stille diesem Ziel zustreben, so dass der Tag nicht allzu fern scheint, an dem der internationale Staat sich konstituiert.

Die Bewegung der Grenzerweiterung wird fort dauern, wie sie sich schon zwischen den einzelnen Regionen, Kantonen oder Provinzen der einzelnen Länder vollzogen, wenn eine Gemeinschaft von Menschen aller Nationen ihre speziellen Interessen für

solidarisch halten und so einen grossen Organismus bilden wird, dessen Glieder überzeugt sind, dass das Leiden oder die Verluste des Einzelnen unausweichlich auch Leiden oder Verlust für die Gesamtheit bedeutet und dadurch wieder auf den Einzelnen zurückfällt. Auf diesem aufsteigenden Gang gelangt man dazu, dass Jeder sich mit Allen solidarisch fühlt, dass Jeder den gemeinsamen Zielen entgegenarbeitet, dass der engherzige Hass verschwindet, und dass sich ein einziges Vaterland bildet, das Vaterland der Menschheit, dessen Feind die Unkenntniss des Naturgesetzes und ihres Einflusses auf das Leben sein wird. Der einzige Patriotismus besteht dann im Erkennen und unermüdlichen Bekämpfen dieser Unkenntniss, und der Sieg ist die Fähigkeit, der Natur die grösstmögliche Quantität Wohlstand abgerungen zu haben.

Im heutigen Patriotismus liegt eine konventionelle Lüge, auf die sich Viele nicht wirklich verlassen oder aus speziellen Interessen nicht verlassen wollen. Man verlangt von Jedem, dass er Patriot sei aus dem einzigen Grund, weil er einer bestimmten Nation angehört. So kommt es, dass z. B. jetzt jeder Spanier nur aus dem Grunde, dass er Unterthan (so nennt man es) des spanischen Reiches ist, Spaniens Gesetzen unterworfen ist, auf königlichen Befehl Patriot sein muss, beim Anblick der rothgelben Fahne den grössten Enthusiasmus empfinden und Alles auf dem Altar des Vaterlandes opfern sollte. Ein derartiges Vaterland wird zum blossen Symbol: eine Fahne oder ein leeres Wort, dem man etwas unterschreiben müsste, was einen wirklichen Sinn hätte. Das geschieht meistens nicht. Die theoretische Forderung ist: das Vaterland ist das Stück Land, auf welchem verschiedene Individuen, die sich solidarisch fühlen, zusammenleben; alle Glieder haben grosse und proportionale Vortheile von der Vereinigung, und deshalb liegt es in ihrem Interesse, es gegen jeden Angriff zu vertheidigen, deshalb auch empfinden sie eine wirkliche Anhänglichkeit an die Erde, die wie eine Mutter ihre Bedürfnisse befriedigt, und werden nur mit wirklichem Schmerz an den möglichen Verlust derselben denken; die Vereinigung dieser Gefühle bildet den Patriotismus, die Vaterlandsiebe, welche erwacht beim Entfalten der Nationalfahne, beim Hören der Nationalgesänge oder mittels anderer Symbole des Vaterlandes, die wie jedes Symbol durch das Zeichen den Sinn der symbolischen Sache ausdrücken. Aber die Wirklichkeit kümmert sich nicht um die willkürlichen Forderungen, darum rächt sie sich an ihnen und holt sich ihre Rechte selbst. Da es nicht gewiss ist, dass die Interessen aller Derjenigen, die „die unbewegliche Fahne des Vaterlandes bedeckt“ solidarisch sind, und da für eine grosse Majorität das Vaterland eine Stiefmutter ist (*matrigna nel voler*, wie Leopardi sagt), von welcher sie weder Wohlthaten noch Schutz erhalten, wenn nicht noch Prügel, so giebt es eine Menge Landesangehöriger, die die „heilige Fahne, die über den Wassern weht“, durchaus nicht lieben, sondern — und mit vollem Recht — hassen. Man möge Tausende von spanischen Familien fragen, die sich um des Vaterlandes Willen ihrer Stützen beraubt sehen, der letzten Stütze, nachdem eben dieses Vaterland sie auf tausend Arten ausgenutzt. Zu diesen, von denen es lächerlich ist Patriotismus zu fordern, kann man noch viele Andere hinzufügen, die ihn ebensowenig empfinden, dennoch spekuliren die Einen damit wie mit irgend einem andern Gefühl und spekuliren am meisten damit, wenn die Lage des Vaterlandes am traurigsten ist, die Andern haben auf ihren Reisen, durch ihre Beziehungen zum Ausland erkannt, „*hillo il mondo è paese*“ und dass man überall ungefähr gleich lebt, wie im Vaterland.

Einen anderen Schlag gegen den Patriotismus führt sein Vater, das Interesse, dieser Saturn, der seine eigenen Geschöpfe verschlingt. Der Interessenkampf, der sich in den verschiedenen Gruppen der einzelnen Völker vollzieht, hat sich auch über die Grenzen hinaus erstreckt und ist zum internationalen Kampf geworden. Heutzutage besteht ein grösserer innerer Zusammenhang zwischen den gleichartigen Klassen, Berufen etc. verschiedener Länder, als in den Klassen eines Landes. Die Arbeiter aller Länder kämpfen um internationale Verbindungen gegen die ihnen feindlichen Interessen anderer Klassen, jeder Sieg und jede Niederlage der Arbeiterpartei eines Landes in deren Ringen gegen legale oder private Uebergriffe wird von den Arbeitern aller Länder intensiver mit-

empfundene, als der Sieg oder die Niederlage der Landesgenossen, die dem Feind gegenüberstehen; die Bourgeois aller Länder fühlen sich ebenfalls untereinander fester verbunden, als ihren Arbeiter-Mitbürgern, ihren natürlichen Feinden, gegenüber; ein Attentat gegen irgend einen Fürsten erschüttert die übrigen Fürsten mehr, als wenn Tausende ihrer Unterthanen hingemetzelt werden. es berührt sie das Leiden des Volkes höchstens insofern, als sie fürchten, dass das Geschehene auf sie zurückwirken könnte; dasselbe gilt von der Aristokratie, vom Klerus und den übrigen Klassen; die Handelsleute bekümmern sich mehr um die Valoren und Bankerotte ausländischer Banken, als um das Gedeihen des Handels und des Ackerbaues im eigenen Land. Immer fester vereinigen sich diese Gruppen über die Grenzen der Länder hinaus zum Kampf gegen die Gegner der respektiven Interessen, es bilden sich internationale Syndikate, internationale Gesellschaften jeder Art; das Territorial- und Nationalvaterland wird durch das internationale Berufsvaterland ersetzt, welches nicht die durch mehr oder weniger künstliche Grenzen zusammengedrängten Individuen vereinigt, sondern diejenigen, die ein gemeinsames Interesse haben, das den Kernpunkt ihres Patriotismus bildet. Zu der Umwandlung hat neben anderen Gründen, wie z. B. der Erleichterung des Verkehrs, mächtig die Mobilmachung des Besitzes beigetragen, die in unserem Jahrhundert dem festen Besitz gegenüber (dem Keim des Territorialpatriotismus) die Oberhand gewonnen.

Wenn nun eines Tages der Antiegoismus der Interessen aufhört, und die Völker es soweit bringen, dass alle Interessen solidarisch sind, dann werden auch die Schranken des Berufsvaterlandes, gleichsam die Querbalken, fallen und der Patriotismus hat die letzte Mauer verloren, hinter der er sich heute noch verschanzen kann.

Philipp Mainländer als Sozialist.

Von

Susanna Rubinstein.

(München.)

Man kennt Mainländer fast nur als begeisterten Jünger Schopenhauers und als Fortbildner seiner Willensmetaphysik, weit weniger oder vielleicht garnicht bekannt ist es, dass er ein Problem mit tiefer Innigkeit erfasst, welches sein Meister geringschätzig ignoriert, nämlich das Problem der historischen Entwicklung, näher der Sozialpolitik.

Schon in seinem philosophischen Hauptwerk, dem ersten Band der „Philosophie der Erlösung“¹⁾ legt er in der Idee des „idealen Staats“ (Kap. Politik) seine sozialistischen Sympathieen und Ansichten dar. Der „ideale Staat“ ist hier aber überhaupt nur die Hülse für die Einpuppung eines höheren Zwecks, er ist nur die flüchtig aufgerichtete Vorstufe im Dienst eines höheren Endziels, dem der spekulativen Erlösung. In den zwölf Essays, die seine Schwester nach seinem frühen Tod als zweiten Band der „Philosophie der Erlösung“²⁾ herausgab, ist die soziale Frage, in den drei ihr gewidmeten Abhandlungen vom realen Standpunkt als vorläufiger Selbstzweck behandelt, doch über denselben erschliesst sich perspektivisch, in cypressenumhangener Nebelferne, die spekulativ verheissene Friedensstätte, die city of peace, das nihil negativum, zu dem man nach der historischen Entwicklungsperiode des Sozialismus übersetzen soll. Im ersten Band erörtert er das soziale Problem in der Weise, wie ein Student seine Studien nur so weit, als sie Erforderniss für einen künftigen Beruf, und

¹⁾ Berlin, Grieben 1876.

²⁾ Frankfurt a. M., Koenitzer 1882.

nur mit Rücksicht auf denselben betreibt. In den Essays geht er in dasselbe mit einer gewichtigeren Betonung der gegebenen Zustände als solcher ein, etwa wie ein bedachter Student seiner aktuellen Aufgabe gerecht zu werden strebt, ohne aber dabei ihren beruflichen Endzweck aus dem Auge zu verlieren.

Auf sozialpolitischem Gebiet ist Lassalle Mainländers Vorbild, wie es auf philosophischem Schopenhauer ist. Sein Charakterbild Lassalles³⁾ ist ein Meisterwerk psychischer Porträtirkunst. Mainländer besitzt einen wunderbar feinen und tiefen Sondirungsblick, um aus Wort und Lehre die Individualität des Autors bis in ihre zartesten Eigenzüge erstehen zu lassen. Das Wort scheint vor seinem geistigen Blick die Leuchtkraft zu haben, ihm die Tiefen, aus denen es sich emporringt, in ihrer verborgensten Gestaltung zu erhellen. (Diese Eigenschaft zeigt sich auch mit zauberischem Schmelz in den Charakterbildern von Buddha und Christus). Er hält Lassalle nicht wie Schopenhauer für ein absolutes und originelles Genie, aber für den strebsamsten und fleissigsten Geist. „Mit faustischem Trieb“ habe sich Lassalle dem Studium hingegeben, und er kann, „in voller Kenntniss jeder Zeile, welche er geschrieben hat, ihm das Zeugniß ausstellen, dass es keinem Talent je besser gelungen ist und je besser gelingen wird, als ihm, sich die ganze Bildung des Jahrhunderts zu assimiliren. Er studirte, studirte mit dem brennenden Wissensdurst eines Juden. — Mehr brauche ich nicht zu sagen“⁴⁾. Um Lassalles Geist richtig zu erfassen, müsse man — meint Mainländer — seinen Herakleitos gründlich gelesen haben. „Welche erstaunliche Kombinationskraft, welcher brillante Scharfsinn, welche concise Knappheit, welche Virtuosität, aus Millionen Hüllen einen Kern herauszuschälen“. Dabei betont er, dass Lassalle ein eminent praktischer Mann war, und dass er der erste in Deutschland gewesen, der einen wirklich praktischen Vorschlag machte. Unter diesen meinte er wohl das allgemeine und direkte Wahlrecht, das auch bald bewilligt wurde. Unbeschadet der grossen Verehrung für Lassalle stimmt Mainländer nicht mit allen seinen reformatorischen Doktrinen überein, vor Allem nicht mit der vom Staatskredit.

Im Ganzen ist der Ausgangspunkt von Mainländers reformatorischem Gedankengang der, dass die soziale Frage eine Bildungsfrage sei; und insbesondere ist sie dies für ihn mit Rücksicht auf die in blauer verlorener Ferne ruhende city of peace, auf die generelle und absolute Erlösung, zu welcher die Menschheit nur auf ihrer Höhe gelangen kann. „Die soziale Frage ist nichts Anderes als eine Bildungsfrage, wenn sie auch auf der Oberfläche ein ganz eigenartiges Ansehen hat; denn in ihr handelt es sich lediglich darum, alle Menschen auf diejenige Erkenntnissstufe zu bringen, auf welcher allein das Leben richtig beurtheilt werden kann“⁵⁾, d. h. auf der erkannt wird, dass es unter allen Verhältnissen wesentlich leidvoll und glücklos ist. Die Vorbedingungen für die Bildung sind: 1. Versöhnung der Arbeit mit dem Kapital, damit der Arbeiter Zeit gewinne, sich wissenschaftliche Kenntnisse anzueignen, und 2. die freie Schule. Die Versöhnung der Arbeit mit dem Kapital wird sich am leichtesten durch Aktiengesellschaften, die sich auf alle volkswirthschaftlichen Gebiete erstrecken sollen, und bei denen der Arbeiter Theil am Gewinn hat

³⁾ Bd. II, pag. 344—371.

⁴⁾ a. a. O., pag. 346.

⁵⁾ Bd. I, pag. 295.

(wie dies schon sporadisch besteht), durchführen lassen. Lassalles Axiom vom Staatskredit stimmt er deshalb nicht bei, weil eine solche freie Konkurrenz der Arbeit mit dem Kapital nichts Anderes hiesse, als Brachlegung des Kapitals. „Woher sollten denn die Fabrikanten ihre Arbeiter nehmen können, wenn der Staat die Arbeiter durch Gewährung von Staatskredit befähigte, sich selbständig zu assoziiren?“⁶⁾ Wie er annimmt, liegt virtualiter „in dieser Versöhnung des Kapitals mit der Arbeit der reine Kommunismus“. Unter „reinem“ Kommunismus versteht Mainländer diejenige Form desselben, bei der das Mein und Dein gewahrt wird; es soll der Staat das Vermögen Aller verwalten, und jeder Einzelne soll Rentner nach dem Maassstab seines Depots sein; dadurch bliebe der Unterschied im Umfang der Bedürfnisse noch immer ermöglicht. Mit dem Institut des Kommunismus scheint die freie Liebe organisch zusammenzuhängen; selbst von einer weiblichen Feder wurde an dieser Stelle dieser Zusammenhang unbedenklich als Zukunftsideal proklamirt⁷⁾. Mainländer findet für die freie Liebe sogar ethische Motive, allerdings musste er bei der Eigenart seines Charakters auf solche gerathen, um für sie einzutreten. So, meint er, gehört es zu ihr, dass die durch Zerwürfnisse der Eheleute erweckten Untugenden, wie Lüge und Verleumdung, „die trotz ihr Haupt aus dem Schlamm der Leidenschaften erheben“, durch sie abgewendet werden. Die Realisirung der freien Liebe schliesst für ihn in sich als nothwendige Bedingung die Uebergabe der Kinder an den Staat. Zu den vielfachen Vortheilen, die Mainländer in dieser Einrichtung sieht: wie Entlastung von Pflichten und Sorgen — kommt noch das extra Gute hinzu, dass sie die verderbliche Affenliebe, die so viel Unkraut in der Seele des Kindes gross zieht, aus der Welt schaffen wird.

Allein, wie der Kommunismus überhaupt, sind mithin auch seine Accessorien: die freie Liebe und die Kindesabtrefung, nur Mittelzwecke, nur Vorbereitungsstadien für ein in überweltlicher Ferne sich erschliessendes Endziel, sie sind nur Stationen auf der Wanderschaft zum wehmüthigen Friedenshafen.

„Meine Philosophie blickt über den idealen Staat hinaus, blickt über Kommunismus und freie Liebe hinaus, und lehrt nach einer freien, leidfreien Menschheit den Tod der Menschheit. Im idealen Staat; d. h. in der Form des Kommunismus und der freien Liebe, wird die Menschheit das „hyppokratische Gesicht“ zeigen: sie ist dem Untergang geweiht, und nicht nur sie, sondern auch das ganze Weltall“⁸⁾.

Nach Mainländers Ueberzeugung vollzieht sich die historische Bewegung der Menschheit vom Sein zum Nichtsein, und zwar auf Grund des Gesetzes, dass die Zivilisation tödtet, indem sie die Kraft schwächt und das Leid vermehrt. Jedes Volk, das in die Zivilisation eintritt und dadurch in eine schnellere Bewegung geräth, versinkt im Absterbungsprozess.

Das generelle Untergehen nach dem historischen Stadium des allgemeinen Kommunismus soll sich jedoch nicht durch das allmähliche Wirken objektiv mechanischer Gesetze vollziehen, sondern die Menschheit wird sich auf diesem durchgreifenden Höhepunkt der Kultur selbst der Erlösung, als ultima ratio, weihen. Um dahin zu kommen, muss die Masse erst satt werden; „sie muss

⁶⁾ Bd. II, pag. 331.

⁷⁾ Rosa Schapire: Ein Wort zur Frauenemanzipation. Soz. Monatshefte, 1897, No. 9, pag. 517.

⁸⁾ Bd. II, pag. 333.

Alles, was die Erde an Genüssen bieten kann, gekostet haben, um sich vom Leben an sich abwenden zu können“. Das bedingt selbstverständlich, dass sie die Einsicht gewonnen haben muss: dass das Leben auch in der relativ besten Form nur das täglich erneuerte Wälzen des Steins ist, und dass eine Fülle von Leiden von demselben durchaus untrennbar ist. Ueber die Art, wie die absolute Erlösung der Menschheit erfolgen soll, wie „das grosse Opfer“ — nach dem Ausdruck der Inder — gebracht werden soll, stellt Mainländer verschiedene Eventualitäten auf. Ist das Menschengeschlecht einmal auf diese Höhe gebracht, so werde es sich auch über das Mittel einigen.

Die tiefe Nacht von Mainländers Pessimismus entstammte einerseits dem weichen, nagenden Erbarmen für die von unablässigen Martern durch die Tage ihres Daseins gehetzte Menschheit; andererseits war sie auch durch sein ästhetisch zartes und vornehmes Gefühl genährt, welches das Herabgezerztwerden durch die Ketten der Naturnothwendigkeit nicht vertrug. Das Wort Plotins: dass er sich seines Leibdaseins schäme, kann vollauf auch von Mainländer gelten. Ein weiterer Zusatz zu seiner pessimistischen Grundstimmung war dieser: dass er neben seinem innigen Mitgefühl für das zweck- und aussichtslos ringende Menschengeschlecht auch von tiefster Missachtung für dasselbe durchdrungen war.

Es war die letzte erschütternde Konsequenz seiner strengen und redlichen Uebereinstimmung zwischen Leben und Lehre, dass er diese in seinem 35. Lebensjahre — am 31. März 1876 — durch einen freiwilligen Tod besiegelte; nachdem er schon lange zuvor in erhabener Selbstentäusserung von sich sagte: „Ich bin losgelöst von Person und Sache“.

Ein Kapitel aus der Frauenfrage.

Von

Arthur Elican.†)

(Strassburg.)

Es ist wohl Allen, die sich mit den grossen Fragen der Zeit eingehender beschäftigen haben, ein oder das andere Mal zugestossen, dass sie an einer Stelle auf ein Hinderniss trafen, wo ihnen beim ersten Ueberdenken die Bahn glatt und gefahrlos schien, dass ihnen

†) Wenige Tage nach dem Eintreffen dieses Artikels kam uns die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Verfassers. Er hielt sich in Krumpendorf in Kärnthen zu Besuch auf; und dort ist er beim Schlittschuhlaufen auf dem Wörther See eingebrochen und ertrunken.

Arthur Elican ist den Lesern unseres Blattes kein Fremder. Unter dem Pseudonym *Arthur Jacobi* hat er eine Reihe von Arbeiten bei uns veröffentlicht, zuletzt auch jenen bekannten Brief „Aus den Reichsländern“, der in No. 1 und 2 des Soz. Stud. abgedruckt ist, und der durch seine scharfe Kritik des elsass-lothringischen Beamtenthums einen Stratantrag von Seiten des Statthalters und die Verurtheilung des Soz. Stud. zur Folge hatte.

Der 24jährige junge Mann, der am Ende seines medizinischen Studiums stand, war ein überzeugter und opferwilliger Genosse. Ein unglückseliger Zufall hat ein Leben ausgelöscht, von dem unsere Bewegung noch viel zu erwarten hatte. Die sozialistische Studentenschaft hat den Tod eines Kommilitonen zu beklagen, der in ihrer ersten Reihe stand. Die Arbeiterschaft wird ihrem Mitkämpfer ein ehrendes Andenken bewahren.

Wir veröffentlichen den Aufsatz, obgleich er fragmentarisch geblieben ist, weil wir annehmen, dass die Behandlung dieses zwar nicht wichtigen, aber interessanten Punktes den Genossen Gelegenheit zu einer Kontroverse geben wird, die über den Rahmen jener speziellen Frage hinausgeht.

Die Redaktion.

aus einer Lächerlichkeit, einem Nichts plötzlich eine ernste Schwierigkeit erwuchs, an der die Kraft der früher gefundenen Wahrheiten oft lange zu versagen schien. Freilich gehören diese Schwierigkeiten zum grossen Theile in dieselbe Kategorie wie das berühmte Stiefelwischen, an dem Eugen Richters Sozialismus so elend zu Grunde ging. — Aber wenn auch — sie verblüffen, und — was wichtiger ist — sie regen zum Nachdenken an und führen so häufig zu einem Einblick in die interessantesten Probleme.

Die Frauenfrage ist besonders reich an solchen Ueberraschungen.

„Gleichstellung der Geschlechter!“ ruft man. Aber das ist ungemein leicht ausgesprochen. Viel, viel schwieriger als die Aufstellung dieses grossen, allgemeinen Prinzips ist die Beantwortung kleiner, anscheinend ganz nebensächlicher Fragen, die sich einem, je länger man nachdenkt, um so zahlreicher aufdrängen. Gleichstellung der Geschlechter — gut. Nehmen wir z. B. an, die Geschlechter sind geschlechtlich gleichgestellt, das Weib kann — nach einer gewaltigen Umwälzung der ganzen hergebrachten Denkungsweise — heute schon gleich dem Manne frei seinem Liebesbedürfnisse folgen. Wer giebt dann unseren Mädchen, die so wenig wie der junge Mann rein um des Fortbestandes des Menschengeschlechtes willen die Liebesfreuden suchen, die Sicherheit, dass sie nicht jede dieser Freuden mit den endlosen Lasten eines Kindes bezahlen müssen?

Und wenn Mann und Weib dem Verdienste nachgehen: Wer wird für die kleinen Kinder sorgen? Wer wird die kleinlichen Mühen des Haushaltes auf sich nehmen wollen, wenn es wirklich gelingen sollte, auch des Durchschnittsweibes Horizont bis jenseits der Kochtöpfe zu erweitern?

Ich wiederhole: diese kleinen Fragen, die auf den ersten Blick von so untergeordneter Bedeutung scheinen, sind schwerer zu lösen als die Hauptfrage selbst. Aber — sie sind zu lösen. Sie bilden Schwierigkeiten sozusagen rein technischer Art; und sie sind auch durch rein technische Mittel leicht zu überwinden.

Einem dieser Nebenprobleme möchte ich gerne hier etwas tiefer nachspüren, das bisher wohl nur in Fachschriften und darum einseitig behandelt worden ist: der Frage der Frauenkleidung.

Es mag seltsam erscheinen, dass gerade die Kleidung es sein soll, an der der Fortschritt für Augenblicke Halt machen müsste. Und doch ist dem so: denn die Kleidung und Alles, was mit ihr zusammenhängt, ist enger und fester mit dem Leben und den Anschauungen des Weibes verknüpft, als sehr viel andere, wichtigere Dinge. Die Kleidung ändern heisst das Weib ändern. Das bürgerliche Weib allerdings. Aber dass für unsere Arbeiterinnen die Kleider nicht die Rolle spielen wie für ihre bürgerlichen Schwestern, rührt nur daher, dass sie eben die Kleider nicht haben, die eine Rolle spielen könnten. So richtig es sonst ist, dass für die Arbeiterin eine Frauenfrage nicht existirt — in dem Punkte besteht sie sehr wohl: hätte die Proletarierin die Mittel dazu, sie würde gerade so aufgeputzt herumlaufen wie die moderne Bourgeoise. Und heute schon: die Diensthofen tragen mit Entzücken die abgelegten Kleidungsstücke der Herrschaft, und der Sonntagsstaat der Arbeiterin öffnet leider bis ins kleinste Detail hinein dem grossen Vorbild nach.

Eine Kritik bürgerlicher Verhältnisse ist hier also zugleich Kritik proletarischer Verhältnisse. Seltsam genug ist der Fall, und in der That setzt sich auch das Weib der Arbeiterklasse durch seine Kleidung in direkten Widerspruch mit seinen sonstigen Anschauungen; es bekämpft die enge Moral der bürgerlichen Frau, es lehnt sich auf gegen ihr gedankenloses Sklaventhum, es stellt sich zur Seite des Mannes, statt sich ihm gleich Jener willig zu unterwerfen; und es putzt sich auf, es behängt sich mit Flittern und mit Tand, wenn es ihm möglich ist, als müsste es sich wie Jene am Wege aufstellen, um den Mann zu erjagen, der geruht, sein Herr zu sein. Oder welchem anderen Zwecke dient heute die Kleidung des Weibes?

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, einen Abriss der Geschichte der Kleidung zu geben. Soviel ist jedenfalls sicher, dass der Mensch ursprünglich seinen nackten Körper nur darum mit Fellen und später mit Stoffen bedeckte, um sich vor den Unbilden der Witterung zu schützen. Traten doch diese Felle und Stoffe an den Platz der natür-

lichen Bekleidung, mit der die thierischen Ahnen des Menschen ausgestattet waren. Aber ebenso sicher ist, dass man den Körper mit Kleidungsstücken, zu denen sich bald allerhand Zierarten gesellten, nicht nur vor den äusseren Einflüssen bewahren, sondern ihn auch schmücken wollte, und dass der Schmuck vor allen anderen geschlechtlichen Zwecken diene.

Ein Blick auf das Thierreich genügt ja schon, diese Erscheinung erklärlich zu machen: die Paarungszeit entfällt in allen Geschöpfen die glänzendsten Eigenschaften des Geistes und des Körpers; Thiere, die sonst gleichgiltig und träge dahin träumen, werden plötzlich sprühend von Leben und Beweglichkeit, die scheueste Furchtsamkeit weicht mit einem Schlage überschäumender Kampfeslust. — Es geht durch die Natur wie ein frohes, stolzes Erwachen zum Bewusstsein unendlicher Lebenskraft, Alles wird dem einen grossen Zwecke unterthan, der Liebe. Bei vielen Thieren ist es da denn auch zu beobachten, wie ihre Farben leuchtender werden, wie sie gewissermassen ihr Hochzeitsgewand anlegen, das die Schönheit ihres Leibes vor dem anderen Geschlechte doppelt hervorhebt. Von den Vögeln ist das am bekanntesten; aber selbst die sonst so stupiden Schlangen haben ihr eigenes Hochzeitskleid.

Eines nun ist allen Thieren gemeinsam: überall ist es das Männchen, das zur Zeit der Liebe um das Weibchen wirbt, singt, kämpft, sich glänzender kleidet.

Und darin gerade unterscheiden wir modernen Kulturmenschen uns dank unserer erhabenen Intelligenz von den niederen Thieren — bei uns braucht der Mann um das Weib seiner Liebe nicht mit seidenen Kravatten und goldgelben Handschuhen zu werben; die Last hat ihm das Weib gründlich abgenommen. Sein Beruf ist ja, wie die Apostel der Weiblichkeit, bis auf Frau Laura Marholm herab, tönend verkündigen, die Liebe; und in der That, wie Alles an ihm, so ist auch seine Kleidungsweise der reklamegewordene Geschlechtstrieb — auf brav bürgerlich: eine Einladung zur Ehe.

Die niederen Thiere und der niedere Mensch tragen ihre Felle zum Schutze gegen Nässe und Kälte — ein oder das andere Mal im Jahre auch zur Zierde, zum geschlechtlichen Schmucke. Der weibliche kultivirte Mensch dagegen, der sich gleich dem männlichen wohl oder übel von jenen Thieren durch seine Vernunft unterscheiden muss, er trägt seine schönen Gewänder jahraus, jahrein als geschlechtlichen Schmuck — ein oder das andere Mal vielleicht auch als Schutz gegen aussen, als Körperbedeckung.

Denn welches Kleidungsstück man auch am modernen Weibe betrachten mag, vom Hemde angefangen bis zu den Spitzentüchlein oder den Schleiern mit goldenen Punkten, keines entspricht einem auch nur einigermaassen vernünftigen Bedürfnisse, keines ist hygienisch, keines erfüllt den Zweck, den es angeblich hat. Alle, vom ersten bis zum letzten, sprechen es vernehmlich aus, dass das Weib, das sich damit kleidet, unter der Schwelle des Denkens stehen muss, dass es für dieses Weib nur ein Gesetz geben kann, das heisst: gefallen, dem Mann gefallen — die aufgeputzte Puppe sein, der ein galanter Herr die Thüre öffnet und das Packetchen trägt. — Man braucht sich nicht bis zu jenen entsetzlichen Geschöpfen zu versteigen, die den Ballsaal zu einem ekeligen Fleischmarkt machen, um das bestätigt zu sehen, man braucht sich nicht das bisschen Schönheitssinn, das man heute noch sein eigen nennen kann, an dem Studium geistvoller Modedamen zu verderben — jedes Bauernweib liefert einem leider schon Dutzende von Beispielen dafür.

Die Thatsache allein, dass es eine Mode giebt, die Tyrannen gleich zu herrschen vermag — und das ist durchaus nicht zuviel gesagt, wie sich gleich zeigen wird — die Thatsache, dass diese Mode nicht nur in den Kreisen regiert, in denen man sie ohne Schaden für die Menschheit ruhig regieren lassen könnte, sondern dass sie unerbittlich durchdringt bis zur armseligsten Arbeiterin, die noch etwas auf sich hält, sagt eigentlich schon Alles.

Aber nicht die Mode allein muss man betrachten, sondern vor Allem die Art, wie sie ihre Sklaven beherrscht. Es giebt ein lehrreiches Bild, da die Geschlechter neben einander zu stellen: die Frau muss sich der Mode unterwerfen, und wenn sie von Tage zu Tage wechselt, und wenn sie zu Ungeheuerlichkeiten führt. Sie muss! Die Frau, die nicht modern gekleidet geht, wird zum Gespötte und zur Verachtung ihrer Mitschwestern

weiblichen und männlichen Geschlechts. Und unmodern ist ein nicht viel milderer Urtheil als der Verdammungsspruch: gefallen. Eine Frau würde sich darum leichter entschliessen, auf eine tägliche Mahlzeit zu verzichten, als sich unmodern auf der Strasse sehen zu lassen.

Der Mann lässt sich von keiner Mode unterjochen, er kleidet sich, wie ihm beliebt. Und während unter tausend Frauen keine zwei sich finden, die gleich angezogen sind, lässt sich von unseren Männern ruhig behaupten, dass sie im Wesentlichen dieselbe Kleidung haben, Einer wie der Andere. Der Mann aber, der seine Freude daran findet, immerfort modern zu sein, modern vom Spitzenjabot seines Hemdes bis zum Absatz seiner Lackstiefel herab, er wird sofort in aller Munde zum Gecken, er schleppt es in seiner modernen Kleidung wie ein Kainszeichen mit sich herum, dass er weibisch ist, gut genug, wie die Weiber sich aufzuputzen, gut genug, mit ihnen zu leben, deren Lebensselement auch das seine ist.

Die Frau also wird Allen verächtlich, wenn sie nicht bis in die kleinste Kleinigkeit modern ist -- der Mann wird zum Gespötte der Gassenjungen, wenn er sich stets nach der neuesten Mode zu kleiden wagt. — Kann es direktere Gegensätze geben?

Und woher rührt es, dass nie eine Mode auf den Mann Einfluss gewinnen konnte? Auch seine Kleidung hat sich im Laufe der Zeit verändert, sehr stark verändert sogar. Aber diese Veränderung ist eine Entwicklung, sie zeigt fortlaufend eine bestimmte Tendenz, es ist bei ihr unmöglich, dass sie von einem Tag zum anderen vor sich geht, oder dass sie plötzlich in Altes, schon Dagewesenes zurückschlägt, wie dies bei den Frauenmoden schon zur Regel geworden ist.

Die Entwicklung der männlichen Kleidung strebt ganz deutlich einem Ziele zu: möglichst Einfaches in möglichst praktischer Form zu geben. Vor zwei, dreihundert Jahren noch war die Kleidung des Mannes ebenso pompös, ebenso aufgeputzt, ebenso arm an Vernunft, wie die des Weibes. — Am Anfang unseres Jahrhunderts stolzte der Mann zwar noch in ungeheuerlichen Hutfornen, in entsetzlichen Bratenröcken einher; aber, abgesehen von diesen Auswüchsen, hatte sich die Kleidung schon bedeutend vereinfacht. Und heute kann man -- Kleinigkeiten bei Seite gelassen, die leicht auszumerzen sind -- ruhig sagen, dass unsere Kleider den meisten Anforderungen an Bequemlichkeit und Einfachheit entsprechen.

Die männliche Kleidung giebt ein treues Abbild von der Lebensweise und der Lebensstellung des Mannes. Der Mann hat keine Zeit zu Moden, weil er Besseres zu thun hat; er braucht keine Moden, weil für ihn diese Aeusserlichkeiten kein geschlechtliches Lockmittel bilden; und von der Mode vorgeschriebene Kleidungsstücke waren nicht nur werthlos, sondern auch hinderlich für ihn: denn der Mann braucht seinen Körper — was er anhat, muss ihm darum zuvörderst volle Bewegungsfreiheit lassen, und bei der Mode spricht bekanntlich der praktische Nutzen nicht mit.

So bildet die Tracht des Mannes ein getreues Spiegelbild des Mannes selbst: der bürgerliche Mann unserer Zeit ist der Herr, der Verdienener, der Leiter der Familie und des Weibes; er lernt, er denkt, er arbeitet — er ist zu ernst und zu beschäftigt für Kleiderfirtelanz. Und dass die Frau im Gegensatz dazu unter dem empörenden und zum Ueberfluss noch so lächerlichen Joche der Mode steht, ist ebenso ein Ausfluss ihrer sozialen Stellung, wie die relative Freiheit des Mannes. Ich spreche nicht davon, dass sie, die in Allem Unfreie, auch hier nicht den Muth hat, mit einem selbst ihr oft lästigen Zwange zu brechen, dass sie lieber entstellt einhergeht, lieber sich die Gesundheit ruiniert, als auch nur eine der Toilettevorschriften ausser Acht zu lassen, als auch nur eine der Launen unschön zu finden, die ihr von den grossen, die Mode machenden Koketten zu Paris oder Wien als heiliges Evangelium durch die bürgerlichen Weltblätter¹⁾ und die

¹⁾ Das ist keine Ironie, sondern bitterer Ernst. Jedes grosse Blatt, das zu rechnen weiss, nimmt Rücksicht auf „unsere Frauen“; es behandelt darum nicht nur das Feuilleton, die Gerichtszeitung, den Lokalbericht mit seinen Theatern, Konzerten, Unfällen, Bazaren, Heirathen — kurz, die hauptsächlich geistige Nahrung „unserer Frauen“ mit besonderer Sorgfalt, sondern es bringt auch zum Mindesten periodische Modeberichte, wenn es sich das leisten kann, sogar Extra-Modebeilagen mit Illustrationen und Schnittmustern.

auflagereichen Modezeitungen übermittelt werden. Ich spreche nicht davon, dass selbst die radikalsten Vorkämpferinnen der Frauenbewegung in Toilettesachen nicht um Haarbreite hinter den stupidesten ihrer Mitschwester zurückstehen wollen, dass sie im aus-geschnittenen Gewande, eng geschnürt, mit Keulenärmeln, die Wiedehopfkräuse im Genick, die langgestielte Lorgnette am goldenen Kettchen von der Rednertribüne herab zur Emanzipation des Weibes von der drückenden Männerherrschaft rufen ohne Bewusstsein davon, dass sie da oben stehen, wie der Trunkenbold, der Mässigkeit predigt, wie der glockenbehängte Narr, der zur Weisheit ermahnt. —

Ich meine, die Frau kommt darum zu Moden, zu Kleidertändeleien, dazu, sich zur Zierpuppe herauszuputzen, weil das sich mit Nothwendigkeit aus ihrer Stellung im Leben, aus ihrer Auffassung vom Leben ergibt. Das ganze soziale und moralische Elend, das auf unserer Frauenwelt lastet, spricht mit erschreckender Deutlichkeit aus den Spitzen und Bändern und Federn und Flittern und Ringen und Ketten, mit denen das Weib sich von oben bis unten behängt. Kann es ein beschämenderes und empörenderes Bild geben, als ein jugendstarkes Weib, das seinen gesunden, blühenden Leib einzwängt in einen starren, unnatürlichen Panzer, das in schleppenden Rücken einhergeht, unfähig mehr als trippelnde Schrittschritte zu machen, in Ärmeln, die ihm kaum erlauben, den Arm in Gesichtshöhe zu erheben — missstaltet, verunziert, mit Bewegungen wie eine hölzerne Gliederpuppe? Was lässt sich Abstossenderes ersinnen als die ängstliche Hast, der sklavische Eifer, mit dem geistig hochstehende Frauen den Capricen abgenutzter Strassendinnen nachjagen?

Aber nein — daran ist ja weiter nichts Wunderbares: ist doch das Treiben dieser Dirnen eigentlich ein geläutertes Frauenthum, das die anständigen, die sittlichen Damen als ihr Ideal verehren und ihren Töchtern ins Herz graben . . . Ohne behördliches Siegel freilich, ohne die öffentliche Konzession — aber es ist ihr Frauenthum. Oder ist der Beruf jener Frauen nicht ausgeprägt derselbe, den die edlen Schützerinnen des heiligen Heerdfeuers mit solch flammendem Eifer wider die wilden Zerstörer vertheidigen? Nicht der Mann? Warum sollten die grossen Meisterinnen im Lieben nicht auch führen dürfen im Kampfe um die Liebe, um den Mann? Und wenn die Kleider nach der reichen Dirnenerfahrung eine der mächtigsten Waffen in diesem Kampfe sind, warum sollten die Dirnen nicht den Ton angeben in Kleidern?

Unsere Frauen — wenigstens die „besseren“ unter ihnen — handeln nur konsequent, wenn sie ihren Geschmack und ihre Toiletten aus dieser ziemlich trüben Quelle beziehen. — Denn der Unterschied zwischen ihnen und den anderen ist nur graduell: was die Dirnen um des Verdienstes willen thun, das treiben unsere wohlherzogenen Mädchen — natürlich unter Wahrung ihrer werthvollen Jungfräulichkeit — der Versorgung zu Liebe. Und Kleider fangen nun einmal Leute — männlichen Geschlechts; also sind die Moden ein dringendes Bedürfniss, ein nothwendiges Requisit des Frauenlebens — auch des anständigen. Und zugleich ein trauriges Armuthszeugniss für dies Leben — ein klassischer Beweis für seine innere Hohlheit und Leere. Es ist schwer für einen Menschenfreund, denen nicht recht zu geben, die behaupten, das Weib sei ein inferiores Wesen, nichts Besseren werth, als des Looses, unter dem es jetzt schmachtet — schwer, wenn man nur tagtäglich mit ansieht, wie Frauen in ihren Toiletten aufgehen — umsomehr, je höher sie auf der sozialen Stufenleiter stehen — und heute noch aufgehen, wo der Kampf um die Freiheit und die Wahrheit an allen Ecken und Enden emporgelodert ist, wo Tausende von den Besten bemüht sind, Licht zu verbreiten und das Weib zu erwecken zur Erkenntniss der Schmach, in der es dahinglebt, in die es sich selbst immer wieder mit sehenden Augen hinabstösst . . .

Man hat selbstverständlich, wie immer in solchen Fällen, versucht, die Thorheiten, deren man sich im Inneren selbst schämt, durch Gründe zu beschönigen und vor sich zu rechtfertigen. Und diese Rechtfertigung gelingt natürlich auch jedesmal glänzend.

Wenn die Frauen, so sagt man, zu Kleidernarren geworden sind, so rührt das nur daher, dass der Mann sie nicht anders haben will. Man schiebt immer den Mann und seine Tyrannei vor, wenn man seine eigene Feigheit nicht sehen mag. — Freilich will der

heutige Mann das Weib nicht anders. Wie könnte er auch? Was ist das Weib für ihn, als das Geschlechtsthier, das sich schmücken und putzen muss, um Gefallen in seinen Augen zu finden.

Aber dass der Mann von heute und das Weib von heute so sind, beweist das etwas für andere Zeiten, für natürlichere Verhältnisse als die unseren? Mit genau demselben Rechte kann man auch behaupten, dass die Gefallsucht in der Natur des Weibes liegt, und das damit beweisen, dass die chinesischen Frauen aus Eitelkeit es schön finden, möglichst verkrüppelte Füsse zu besitzen. Beides ist gleich falsch: es ist kein Zweifel, dass es Zeiten gegeben hat, in denen das Weib sich nicht mehr zu schmücken brauchte, als der Mann — und dass es heute noch Völker genug giebt, bei denen Mann und Weib annähernd gleiche Kleidung tragen. Die soziale Abhängigkeit, in die das Weib gedrängt worden ist, das Sklaventhum, in das es sich durch lange Jahrhunderte immer mehr hineingelegt hat, sie haben es zu dem gemacht, was es heute ist — nicht der Mann, der es mit Absicht so umändern soll.

Und der Mann will das Weib heute so? Selbstverständlich — es ist ja sein Vortheil. Wenn das Weib sich selbst als minderwerthig erklärt, wenn sie sich für gut genug hält, den Harlekin zu spielen — der Mann hat wahrhaft keinen Anlass, daran irgend etwas zu ändern, so wenig als er es zu ändern braucht, wenn das Weib seinen höchsten Beruf in Hausfrauenthum und Mutterschaft erblickt.

Nein, den Mann trifft kein Vorwurf — nur die Frau ist und bleibt unentschuldigbar, die auch heute nicht einmal das bischen Muth besitzt, dessen sie bedarf, um sich aus einer schmachvollen Lage zu befreien — nicht das Quentchen Denkkraft, das sie ihr eigenes Elend schauen liesse.

Doppelt schuldig sind die Frauen, die sonst in Wort und Schrift das Weib lehren wollen, sich auf sich selbst zu besinnen, und die im Grunde ganz so sind wie die anderen Alle.

Gerade die Kleidungsfrage hat sich den Frauenrechtlerinnen früher oder später aufdrängen müssen und sie gezwungen, klare Stellung zu nehmen. Und der Erfolg? Die ganze Erbärmlichkeit und Kleinlichkeit dieser Amazonen der Freiheit trat wieder einmal glänzend ans Licht der Sonne. Tagte da vor einiger Zeit ein grosser Frauenkongress zu Berlin. Die weibliche Zukunfts-kleidung bildete einen wichtigen Punkt der Tagesordnung. Lang wurde hin und her gestritten, schliesslich einigte man sich. Worauf? Nun — auf das Kleid, das die Königin Luise von Preussen auf dem bekannten Bilde trägt. — Ich glaube, ein Kommentar dazu ist überflüssig. Nur ein Lächeln kann es einem abringen, wenn man überlegt, wie viele Fliegen da eigentlich mit einem Schlage von den klugen und fortgeschrittenen Damen erlegt worden sind. Zunächst einmal — das ist die Hauptsache — bleibt Alles, wie es war: die Frau behält ihren Rock, die Mode ihre Herrschaft. Erste Fliege. Aber dabei hat man reformirt: die Taille, die Länge des Rockes und der Aermel, den Halsausschnitt, die Zusammengehörigkeit von Schoos und Taille. Zweite Fliege. Und dazu noch — das ist die besondere Feinheit dieses Beschlusses — man hat mit rührender Zartheit den Aengstlichen bewiesen, dass das Revolutionärsein nicht so schlimm ist als es aussieht; sagt doch das Kleid der edlen Preussen-Königin, dass man die Tüchtigkeit, die Schamhaftigkeit, die Bravheit der deutschen Hausfrau hoch und heilig hält nach wie vor. Was bewiesen werden sollte.

Noch an anderer Stelle sind Versuche gemacht worden, an diesem-wunden Punkte einzugreifen: sie sind alle gleich kläglich ausgefallen. Vor nicht zu langer Zeit durchlief die Tagesblätter die Meldung, dass sich eine Anzahl — wenn ich nicht irre, norwegischer — Mädchen zusammengethan und sich verpflichtet hätte, künftig nur noch einen — schrittfreien Rock zu tragen. Eine kühne That! Man denke: schrittfreien Rock! Und doch, wieviel Gewissenskämpfe müssen diesem Entschlusse vorangegangen sein, dass jene Mädchen sich nur durch gegenseitige Verpflichtung dazu bringen konnten. — Vor wenig Tagen war in Berliner Blättern zu lesen, dass der dortige Verein für Verbesserung der Frauenkleidung — sogar Vereine giebt es schon dafür — beschlossen hätte, eine Eingabe

an den Kultusminister zu richten mit der Bitte, dass den Schulfädchen künftighin verboten werden sollte, im Mieder oder in niederähnlichen Stangenleibchen zu turnen. . . .

Hätte dieser Verein einen glänzenderen Beweis für seine Existenzberechtigung erbringen können? Nebenbei — welch ein Elend entrollt sich vor unseren Augen, wenn man bedenkt, wie schulpflichtige Kinder schon in den entsetzlichen Panzer gezwängt werden, wie sie sogar darin turnen müssen! Wie muss das Turnen beschaffen sein, das im Korset vor sich gehen kann!

Ein Glück nur, dass der Verein für Verbesserung der Frauenkleidung existirt, der ergebene Eingaben an den Minister richtet.

Dies so einige Beispiele, die zeigen können, wie tief unsere Frauen und ihre Vorkämpferinnen die Dinge erfassen, die für sie Fragen von grundsätzlicher Bedeutung sind — wie kühn und weitschauend sie selbst die Verbesserung ihrer Lage in die Hand nehmen. Sie fühlen wohl, dass etwas faul ist in ihrem Staate — aber das Uebel an der Wurzel zu fassen, mit einem entschlossenen Schnitte den hemmenden Knoten zu durchtrennen, dazu fehlt ihnen der Muth, dazu kann sich ihr revolutionärer Geist nicht emporschwingen. Sklavensinn und Sklavengewohnheiten lassen sich eben nicht von heute auf morgen ablegen: die Früchte von Jahrhunderten eines verkehrten Lebens, mit der Muttermilch eingesogene falsche Anschauungen lassen sich nicht so leicht verleugnen. Und selbst die bessere Erkenntniss vermag ihnen nicht so ohne Weiteres beizukommen. — Auch das Joch wird einem schliesslich zum lieben altgewohnten Hausrath, den man nicht gern entbehrt, und die Verbrecher aus Profession verehren ihr Gefängniss. — Unsere Frauen fühlen sich sehr wohl in ihrer Toilette; sie aufgeben, wäre für sie ein Stück von sich selbst opfern. Die Stimme der Vernunft spricht da vergebens — die Mahnungen der Gesundheit sind umsonst. Stolz und logisches Denken besitzen die Damen nicht — und ästhetisches Empfinden. — Ja, das ästhetische Empfinden bei unseren doch als so feinfühlig, als so ganz Nervenwesen verschrieenen Frauen! Das ist ein Punkt, der eine kurze Betrachtung wohl verdient — und wäre es nur zur Erheiterung des Lesers in dieser sonst so traurigen Sache.

Man war bisher der Ansicht, dass die höchste Schönheit in der höchsten Einfachheit läge. Dieser Satz, der allgemein gültig ist, sollte seine Richtigkeit auch für die Kleidertrachten behalten. Und er behält sie ja auch, wie früher schon gesagt, beim Manne. Die Kleidung des Mannes zeigt fortlaufend die Tendenz sich zu vereinfachen — in demselben Maasse, wie die Kultur sich verfeinert und der Geschmack geläutert wird. Denkt man sich die Entwicklung der männlichen Kleidung in einer Kurve dargestellt, so würde sie folgendes Bild ergeben: sie erhebt sich anfangs wenig über die Abscisse, steigt dann langsam und stetig an, bis sie — in einer Zeit, wo auch sonst die Kultur in einen Sumpf gerathen war — sich in allerhand launenhaften Zickzacklinien ergeht, um schliesslich wieder bis zu gewisser Höhe abzusinken und in schöner gleichmässiger Linie mit wenig Schwankungen weiter zu laufen. Ganz anders die weibliche Kurve: sie geht anfangs parallel mit der des Mannes, steigt auch mit ihr empor; dann aber verfolgt sie ihren eigenen Weg; in unlogischen Sprüngen geht es vorwärts, hinauf, hinab und wieder hinauf zu den wahnsinnigsten Höhen. — Vergebenes Bemühen wäre es, in ihr irgend ein Gesetz, eine Tendenz herauszusuchen. Jedenfalls könnte man alles andere eher in ihr finden, als ein Streben nach Einfachheit, nach Schönheit.

Freilich, das bürgerliche Modeweib hat noch immer besonderen Nachdruck darauf gelegt, dass seine Tracht, wenn auch nicht immer praktisch und bequem, so doch vor allem eines sei: schön Eine der grotesksten Verirrungen des menschlichen Geschmacks. Es sollte doch eigentlich nur eine Schönheit geben — aber bei unserem Weibe, das ja bekanntlich überhaupt ein „Räthsel“ ist, wie galante Schwachköpfe herausgefunden haben, bei ihm giebt's deren unzählbar viele, die sich ausserdem noch dadurch auszeichnen, dass jede einzelne das platte Gegentheil ihrer Vorgängerin ist. Man sage z. B. einem Weibe von vor sechs Jahren, es solle einen Rock ohne Tournure tragen, und einer

von gestern,²⁾ es solle die Tournure anlegen; man sage einem Weib von heute, es solle sich ohne Keulenärmel sehen lassen, und einem von morgen, es solle seine enganschliessenden gegen diese Keulenärmel vertauschen. Jede von ihnen wird die Zumuthung, die man an sie stellt, entrüstet zurückweisen, jede wird in dieser Zumuthung den Gipfel der Geschmacklosigkeit erblicken — Nur das, was jede gerade im Augenblicke auf sich trägt, ist schön, ist chic, ist geschmackvoll — für alles andere hat sie ein verächtliches Lächeln.

Ein wahres Glück, dass das bürgerliche Weib die Organe des Denkens nicht entwickelt hat, sonst hätte es gewiss ein oder das andere Mal über seine eigene Lächerlichkeit beschämt sein müssen. Solche geradezu aufdringlichen Widersprüche, diese plumpen Verstösse gegen alle Gesetze der Logik und des gesunden Verstandes könnten oder sollten vielmehr sogar einem Weibe die Augen öffnen, wenn man es auch im übrigen bis zu einer gewissen Grenze entschuldigen kann. Denn es muss offen zugestanden werden, dass in Schönheitsfragen, wenn es sich um Frauen handelt, nicht nur die Frauen selbst, sondern auch wir andern kaum mehr ein objektives Urtheil haben; unser Geschmack, unser Blick ist durch die Gewohnheit, durch das stete Anschauen unschöner Formen, unnatürlicher Gestalten so getrübt, dass wir beim Weibe das Schöne, das Natürliche schon garnicht mehr zu erkennen vermögen. Wir, die überhaupt in verschrobenen, in verlogenen Anschauungen aufgewachsen sind und uns zur Wahrheit förmlich peitschen müssen, können auch kein ursprüngliches Schönheitsgefühl mehr besitzen; wir finden — auch ohne die gewohnte Heuchelei, nur durch den Einfluss einer gedankenlosen Tradition und einer noch gedankenloseren Erziehung — Dinge schön, die in Wahrheit im höchsten Grade unschön sind. Es ist uns in Fleisch und Blut übergegangen, beim Weibe immer — willkürlich oder unwillkürlich — zu fragen: ist sie hübsch? Nicht: ist sie klug, ist sie gesund, hat sie etwas gelernt? Nur: wird sie ein gutes, ein angenehmes Geschlechtsthier sein? Und von dem Standpunkte ist es begreiflich, wenn wir uns mit der barbarischen Putzsucht, den schreiendsten Farben, der widernatürlichen Kleidungsweise beim Weibe vertraut gemacht haben, und dass uns, auch wenn wir den besten Willen haben, jeder Versuch der Frau, einfach, natürlich zu sein — in der Kleidungsweise wie auch sonst — anfangs befremdet oder gar abstösst.

Ja, mehr noch: wir sind sogar schon so weit, dass wir die Unnatur beim Weibe als ganz selbstverständlich ansehen und ihre Berechtigung „wissenschaftlich“ zu beweisen suchen. Mir schwebt dabei im Besondern eine Arbeit³⁾ vor, die vor zwei Jahren erschienen ist und auf Grund eines statistischen Materials den Nachweis erbringen will, dass die heutzutage für jedes leibliche Gewand als *conditio sine qua non* geltende Theilung des Körpers über den Hüften eine natürliche Theilung ist, die durch den Bau des Weibes veranlasst ist. Das Weib, sagt Larisch und beweist es durch seine Zahlen, hat kürzere Beine und einen längeren Rumpf, als der Mann. Wollte es sich nun kleiden wie das andere Geschlecht und etwa durch Hosen den Körper zwischen den Beinen theilen, so würde es dadurch seine Gestalt verunzieren und immer kurz und plump aussehen, auch wenn es noch so schlank ist. Also, schliesst der Verfasser, hat das Weib Recht, bei der Taille zu bleiben.

Um auf diesen Versuch der wissenschaftlichen Begründung und Rechtfertigung einer anscheinend nur durch Unverstand oder kritiklose Gewohnheit erklärlichen Sache näher einzugehen: dass das Weib kürzere Beine hat als der Mann, ist ja durchaus keine neue Entdeckung; schon Ranke⁴⁾ spricht in einem schönen Werke davon. Aber er hütet sich wohl, daraus so frischweg Kapital zu schlagen, wie dies Larisch thut, sondern er hebt ganz im Gegentheil ausdrücklich hervor, dass die Unterschiede zwischen den Geschlechtern

²⁾ Für heute kann ich schon nicht mehr garantiren; ein unbestimmtes Gerücht ist mir zu Ohren gekommen, dass der — die zartbesaiteten Damen mögen verzeihen — der Cul de Paris, wie ein wenig rücksichtsvolles, aber bezeichnendes Wort dieses — horribile dictu — verschönernde Toilettenstück genannt hat, seinen Siegeszug über die Erde schon wieder angetreten hat.

³⁾ Rudolf Larisch: Die Schönheitsfehler des Weibes. München 1896.

⁴⁾ Ranke: Der Mensch, 2. Aufl. 1894. II. Bd., pag. 88—89.

höchst geringfügig sind. Es ist kühn, zu schlüssen, dass um einer minimalen Längendifferenz willen Mann und Weib ganz entgegengesetzte Körperproportionen und Schönheitsgesetze für den Körper haben sollten.

Aber Larisch begeht noch einen anderen Fehler, den man übrigens überhaupt unserer heutigen medizinischen Wissenschaft vorwerfen kann: er vergisst über seinem Spezialistenthum das Allgemeine und zieht so ganz falsche Schlüsse. Er spricht von „dem“ Weib und meint damit das Weib, das ihm zufällig in die Hände kam. Dieses Weib allerdings — unser körperlich wie geistig degenerirtes Weib — hat eine andere Körperform wie der Mann; es ist dasselbe Weib, von dem eine kurzsichtige Anatomie auch die populäre Beschreibung giebt, dass es sich durch eine besondere Rundung und Vollheit aller Formen auszeichnet. Natürlich hat dies Weib runde Arme und runde Beine. Wovon aber? Vom eingelagerten Fette; und woher dies Fett⁵⁾, das beim Manne meistens fehlt? Woher anders, als von der anderen Lebensweise des Weibes, die es von allen schweren mechanischen Arbeiten fernhält? Das bürgerliche Weib hat wohl runde Formen — die Arbeiterin nicht oder wenig. An Stelle des rundenden Fettes hat sie Muskeln wie der Mann — soweit das nämlich ihre elende Ernährung zulässt. Also nicht „das“ Weib ist rund und voll, sondern jenes, das wir gewohnt sind, als Typus der weiblichen Gestalt zu betrachten. Und ebenso hat nicht „das“ Weib kürzere Beine als der Mann, sondern unser Weib. Es gab und giebt Frauen und wird hoffentlich noch viel mehr geben, die anders sind. So wurde von Schülern Stiedas an Letten und Litauern, bei denen, da sie hauptsächlich Ackerbau treiben, beide Geschlechter mechanisch thätig sind, festgestellt, dass die Unterschiede in den Proportionen viel geringer sind, als bei den sozial Bessergestellten, bei denen das Weib schon zur Hausfrau erhoben worden ist. Und Ranke selbst sagt: „Zweifellos kann sich auch beim Weibe durch eine infolge dauernder Lebensgewohnheiten gesteigerte mechanische Arbeitsleistung der Glieder ein mehr männlicher Habitus des Gliederbaues ausbilden.“⁶⁾

Es ist also ganz verfehlt, aus unseren durch und durch verschrobenen Verhältnissen heraus allgemeine Schlüsse ziehen zu wollen, wie dies Larisch für sein spezielles Thema thut. So wenig ein vernünftiger Mensch heutzutage noch daraus, dass wir im kapitalistischen Klassenstaate leben, ableiten könnte, dass dies die beste Staatsform ist, ebensowenig lässt sich aus der Betrachtung unseres heruntergekommenen Weibes heraus etwas über „das“ Weib sagen. Denn unser Körper und seine Formen sind genau so ein Produkt äusserer Umstände, klimatischer sowohl als sozialer, wie alles Andere, was mit unserem Leben zusammenhängt, und was wir in unserer eiteln Gedankenlosigkeit so gern als Weltenrathsel, als göttlich und unbegreiflich ansehen.

Pessimismus und Stoicismus.

Von

Giovanni Lerda.

(Genua.)

(Schluss.)

Es ist nicht zu leugnen, dass in der heutigen Gesellschaft der Stoffwechsel — man gestatte den Ausdruck — sich mit einer gewissen Regelmässigkeit vollzieht. Die moderne Demokratisirung, die mit einer beständigen Elimination alter Elemente

⁵⁾ Es gehört auch zu diesem Kapitel, dass die inneren Kliniker in aller Unschuld statistisch festgestellt haben, dass sich Fettsucht bei ihren weiblichen Patienten viel häufiger findet, als bei den männlichen. Auch das ist nach ihrer Ansicht wohl Naturanlage, eine Eigenthümlichkeit des weiblichen Körpers, wie die runden Arme, die kleinen Schritte und die Geistesschwäche. Und doch hätte sie die oberflächlichste Ueberlegung schon miss-trauisch machen müssen: denn die Fettsucht findet sich nirgends bei ernstlich arbeitenden Frauen, und bei Männern ist sie ein Monopol der Wohlsituirten, der Gesättigten, die nicht mehr arbeiten, als zu ihrer guten Verdauung nothwendig ist; bei Arbeiten des Körpers wie des Geistes giebt es kein krankhaftes Fett.

⁶⁾ a. a. O., S. 89.

Hand in Hand geht, lässt eine beständige Auffrischung des Bluts, ein Vordringen neuer Elemente zu. Wenn unsere grossen Städte und unsere sogenannten oberen Klassen nicht alljährlich Tausende und Abertausende von Menschen aufnehmen, die vom Lande kommen und psychisch gesund und equilibriert sind, so würde ihre vielgepriesene intellektuelle Leistungsfähigkeit und Vorherrschaft bald einer Erschöpfung aller Thatkraft Platz machen, da die wachsende Intensität der Arbeit, des Kampfes, der Begierden und Genüsse, der Enttäuschungen und Niederlagen sie verbraucht hätte, und Tuberkulose, Neurosen und andere erbliche Krankheiten würden gar schnell ihr Zerstörungswerk zu Ende bringen. Was wären unsere grossen Städte ohne den Andrang Derer, die, um sich fortzuhelfen und eine Stellung zu erringen, ihre Intelligenz schärfen und ihre Sitten verfeinern und neue Opfer auf den Altar der Kultur führen, während sie glauben, nur Vortheile zu geniessen und den vorhandenen Reichthum auszunützen? Sie wären vielleicht nichts Anderes als eine Art feudaler Herrensitze in grossem Maassstabe, wo eine beschränkte Anzahl von Podagrakranken oder Neurasthenikern oder Blödsinnigen eine ganz ergebene und verkommene Heerde führte, sicher keine Keimstätten der Kultur, denn die Dienstbarkeit hätte nahezu jede Energie verkümmert und bei dem allgemeinen wirtschaftlichen und sittlichen Tiefstand fände eine pessimistische Philosophie oder Religion leicht Verbreitung, da die wenig oder garnicht differenzirte Masse, die sich in dem gleichen psychischen Zustand befindet, in hohem Grade der Ansteckung einer Idee unterworfen ist.

Die ethnische Zusammensetzung unserer westlichen Völker, die Natur und geographische Abgrenzung des Bodens, die Verschiedenheiten des Klimas, die die Hauptfaktoren der westlichen Zivilisation waren, sowie die beständige Demokratisirung, die Kreuzung der verschiedenen sozialen Klassen, können für die moderne Gesellschaft als Schutz gegen eine eigentliche — religiöse oder philosophische — pessimistische Epidemie gelten.

Alle Ursachen der Depression und Degeneration, die auf unserer Gesellschaft lasten, vermögen sehr wohl die Zahl der zum Leben Untauglichen bedeutend zu vermehren, die Schaar der Irren, Selbstmörder und Degenerirten aller Art zu vergrössern, aber die Masse, deren Energie so verschiedene Wurzeln hat, wird sich nie von einem Gedanken fortreissen lassen, der dem wirklichen Leben fremd und fern ist. Sie kämpft und lebt, weil sich der Blutstrom in ihren Adern beständig erneuert, und weil der Ueberdruß nur dazu kommt, die Oberfläche jenes ungeheuren menschlichen Schmelztiegels zu zersetzen, in dem sich so viele Thatkraft verbraucht und beständig erneuert.

Und so hat auch in diesem Jahrhundert, obwohl der Pessimismus mehr Anhänger gehabt hat, als in den früheren, und in philosophischem Gewände durch Schopenhauer, Leopardi, Hartmann, Tolstoi und eine Schaar von Litteraten die Depression und die Disharmonie unserer Gesellschaft zum schärfsten Ausdruck gebracht hat, das Leben und seine Forderungen bei Weitem die Oberhand behalten, und die pessimistischen Strömungen, wie stark sie immer sein mögen, haben keine Macht über die Gesamtheit und nicht einmal über den Bruchtheil von Gebildeten, auf den eine philosophische Schule Einfluss haben kann.

Ganz anders war es im Alterthum. Kasten und Klassen waren getrennt, und eine Auffrischung des Blutes, eine Erneuerung der verlorenen Energie, war entweder unmöglich, wie in Indien, oder doch schwierig und langsam. Nicht durch seine Anlagen, sondern durch seine Geburt war man Priester oder Krieger.

Eine Kaste behielt die Gottheit für sich, die Privilegien, die Macht und die Kultur, und unter ihnen vegetirte das niedere Volk, zum Stillstand verdammt und durch die Ueberzeugung der eigenen angeborenen und unheilbaren Inferiorität, die ihm als Grund seiner Abhängigkeit und seines Elendes galt, niedergedrückt zum Lastthier, zum Werkzeug der Kultur, im Interesse der herrschenden Klassen.

Indien giebt uns das krasseste Beispiel für diese Erscheinung. Das Krieger- und Hirtenvolk der Arier, das aus den kalten zentralasiatischen Hochebenen in das Thal des Indus herabgestiegen war, verwandelte sich nach der Unterwerfung der Kuschiten, der primitiven Einwohner, unter dem Einfluss des entnervenden Klimas und des Jahrhunderte lang unbestrittenen Besitzes jenes ungeheuren Tieflandes in eine herrschende Klasse und Kaste, die sich streng jedem fremden Elemente verschloss. Die Brahmanen sind Priester, Könige, Gesetzgeber und Philosophen durch ein heiliges, unveräusserliches Recht, die Klassen unter ihnen, starr und auf ewige Zeit von einander geschieden, auf ewige Zeit unterworfen; sind zwischen unverrückbare Grenzmauern eingeeengt — das ganze Gesellschaftsleben ist zur Stagnation verdammt, zum Erschlaffen jeder individuellen Thatkraft und Initiative, weil der Kampf der Ideen und der Klasseninteressen es nicht belebt und befruchtet. Die indische Kultur, die sich während der langen Eroberungsperiode gebildet hatte, blieb in ihren äusseren Manifestationen, in Kunst und Litteratur, stationär; psychologisch und moralisch betrachtet, zogen aber Religion und Recht die letzten Konsequenzen der sozialen Ordnung, und brachten ein Volk von vielen Millionen so weit, dass es jede Spur von Thatkraft einbüsste und sich jenem trostlosen Fatalismus ergab, der die schnelle und allgemeine Ausbreitung des buddhistischen Pessimismus erklärt, die eben durch die Kasten möglich wurde, obwohl der Buddhismus diese Kasten negirte und aufhob.

Werfen wir einen kurzen Blick auf diese Lehre, die von einem so grossen Theil der leidenden und bedrückten Menschheit ergriffen wurde!

Der Buddhismus ist die Religion, des Schmerzes, als des Mittels zur Läuterung, des Todes, der zur Befreiung führt. „Hört,“ sagte Buddha, „die vier grossen Wahrheiten; Die erste ist, den Schmerz zu kennen, und von der Geburt bis zum Tode ist nichts als Schmerz, die zweite, seine Ursache zu erfassen, die in dem Begehren liegt, die dritte ist, das Ende des Schmerzes zu erschauen in dem Siege über die Selbstsucht, in der gebändigten und erloschenen Begierde. Die vierte ist, den Weg zu kennen, der zur Zufluchtstelle führt. — Wenn der Rost der Sünde verschwunden ist, wenn das Leben erlischt wie eine verzehrte Fackel, dann stirbt der Tod mit ihm. Glaubet nicht, dass Euer Gebet die Finsterniss in Licht verwandeln könne. — Ihr, die Ihr leidet, wisset, dass Ihr um Eurer Sünden willen leidet. — Wie Der, der einen schneebedeckten Berggipfel erstiegen hat, nichts sieht als das unendliche Blau, so der Mensch, der sich selbst besiegt hat, und ins Nirwana eingeht. — Wenn Jemand Euch sagte, dass das Nirwana das Leben sei, so saget ihm, dass er irre, und wenn Jemand Euch sagte, dass das Nirwana das Ende des Seins sei, so saget ihm, dass er lüge“³⁾. — Ferner lehrt der Buddhismus, wie Oldenburg sagt⁴⁾, dass die Handlungen der Menschen, die das irdische Glück suchen, unfruchtbar und

³⁾ Schuri: La Légende de Bouddha, Revue des deux mondes, 1. August 1895.

⁴⁾ Le Bouddha, Paris 1894, S. 220.

eitel sind. „Traurig, aussichtslos, Alles vergiftend und Alles zerstörend, die erhoffte Freude in Schmerz verwandelnd, so steht dem Menschen das Fatum gegenüber. Wer das Glück sucht und sich von der Begierde nach dem Glück anlocken lässt, und sei er ein Gott, soll und kann nicht des höchsten Glückes, des Nirwana, theilhaftig werden, ohne neues Leben und neue Schmerzen zu erdulden, bis zur Zerstörung der Selbstsucht und des Wunsches, dem einzigen Mittel an Vervollkommenung.“

Die Masse unterliegt unfehlbar dem psychologischen Gesetz, das sich aus der Beschaffenheit des äusseren Milieus ergibt.

Und so konnte eine ursprünglich gesunde, kräftige und leistungsfähige Rasse, die in Europa unter anderen Bedingungen sich in hohem Maasse differenzierte, grosse Kämpfe durchkämpfte, es zu einem intensiven, intellektuellen Leben und zum höchsten Kultus der Freiheit und Demokratie brachte, in Indien unfähig werden, gegen die Natur und das soziale Missgeschick zu kämpfen, ein Volk von Unterdrückten, das sich für das Joch, das es nicht abschütteln kann, rächt, indem es sich vom gesellschaftlichen Leben loslöst, von seinen Hoffnungen und Aengsten, seinen Freuden und seinem Leid, um unter der Wahnvorstellung seines kranken Denkens ein Ziel zu verfolgen, das weder in diesem noch in jenem Leben Wirklichkeit hat, und dabei noch zu dem physischen Elend den seelischen Spasmus hinzufügt im Ringen um das schwer zu erreichende Ziel. Aus einer herrschenden Rasse ist eine beherrschte und entartete geworden, weil sie das Gesetz missachtete, das als Lebensbedingung der Völker die freie Blutzirkulation, das ewige Erneuern des Lebens setzt.

Im Buddhismus kam eine unbewusste Revolte der Geister zum Ausdruck, ein Reformbedürfniss, das bei dem Mangel an Kraft, sich durchzusetzen, in eine Verachtung des Lebens umschlug, in eine finstere Askese mit ihren Kasteiungen, ihrem Sektengeist und Fanatismus, in eine maasslose Selbstsucht und Selbstverherrlichung, mit denen das Verlangen, ja die Wollust des Todes grossgezogen wurden. Natürlich kann eine derartige Lehre, ausgenommen in den akuten Perioden, wo die Leidenschaften, der Enthusiasmus und die Suggestion auch der Gesündesten und Gleichgiltigsten Herr werden, nur auf solche Individuen Einfluss gewinnen, die wir in moderner Sprache Neurastheniker nennen, von ihnen gehen derartige Bewegungen aus, in ihnen bleiben sie lebendig und sie stellen ihren höchsten Ausdruck dar.

Wie wäre es auch möglich, dass ein Mensch sich so vollkommen selbst vergässe, um für eine metaphysische Idee alle Bande zu lösen, die ihn individuell ans Leben fesseln, an die Familie und an die Menschheit, wenn nicht eine Störung seiner Inhibitions-Centren besteht, wenn nicht Gehirn und Nerven aufgehört haben, normal zu funktioniren. Der Gesunde kommt nicht zu solchem Exzess, der immer eine krankhafte Veränderung des Organismus anzeigt. Weil aber das Einsiedlerwesen, die Askese und Meditation sich nicht hätten verbreiten können, ohne die Anforderungen und Bedingungen des praktischen Lebens thatsächlich zu zerstören — was auch in der heruntergekommensten Gesellschaft nie geschehen kann —, so gab auch der Buddhismus bald zweierlei Regeln, eine für die Asketen und eine für die Mehrheit Derer, die sich nicht stark genug fühlten, ein Leben von Entsagung auf sich zu nehmen. Nothwendig blieb für Jeden, sich selbst zu verbessern und den Schmerz zu besiegen, der des Lebens Theil ist, durch den Schmerz selbst, durch die Zerstörung aller

Freuden des Lebens, den einzigen Weg zur Vervollkommenung und ihrem Lohne, der Schmerzlosigkeit. Auch der Schwächere muss eine Verbesserung anstreben, und seine Anstrengungen werden unverloren sein und ihn bei seiner Wiedergeburt zu einem heiligen Leben und zum endlichen Eingehen in das Nirwana befähigen.

In Indien wurde durch das Zusammenwirken der physikalischen, sozialen und psychologischen Ursachen der Depression der vollkommenste Pessimismus möglich und zwar in allen Gesellschaftsklassen. Er war Philosophie und Religion zugleich, denn er wandte sich nicht nur als Philosophie an die herrschenden Klassen, sondern auch als Religion an das Volk, und als solche besteht er noch heute, wo er sein ursprüngliches Gebiet längst überschritten und sich in China, Ceylon, Java und in Cochinchina verbreitet hat, bei den Mongolen in Tibet, in der Tartarei und endlich in Japan, alles Länder, die mit Ausnahme Japans⁵⁾ seit Jahrhunderten den gleichen wirtschaftlichen, politischen und moralischen Depressionsursachen unterworfen sind.

Wenden wir uns jetzt zur römischen Gesellschaft am Ende der Republik und unter den Kaisern, so finden wir, wenn nicht alle, so doch viele Ursachen der Depression und die Gründe zu einer ausgesprochenen pessimistischen Tendenz. Das Wirtschaftsleben ist gedrückt, die freie Arbeit durch Sklavenarbeit verdrängt, maassloser unproduktiver Reichthum in wenigen Händen angehäuft, Luxus, Ausschweifung, Bestechlichkeit im öffentlichen und privaten Leben, Ehren und Auszeichnung nicht vom Tüchtigsten errungen, sondern vom Reichsten oder Servilsten erkaufte oder erschlichen auf der einen Seite, auf der andern ein recht- und besitzloser Pöbel, der vom Almosen lebt, jede Energie, ja die Hoffnung, selbst den Wunsch verloren hat, sich zur Freiheit und Würde eines Volkes zu erheben⁶⁾ und der, während er täglich Sklaven zu den höchsten Würden aufsteigen sieht, durch die Launen ihrer Herren oder als Dank für schmähliche Dienste, sich immer fester an seine traurige halbfreie Lage gebunden sieht. Das waren die Zustände in Rom nach dem endgiltigen Sieg der Patrizier über die Plebejer. Der Patrizier stand unerschütterlich in der erworbenen Stellung, das gedrückte Volk, das keine Hoffnung hatte, sich je wieder zu erheben, hatte nach und nach gegenüber der absoluten und tyrannischen Macht, die die letzte Konsequenz dieses Zustandes war, der die allgemeine Verknechtung zur Bedingung

⁵⁾ Japan beginnt heute unter dem Einfluss der europäischen Kultur und vielleicht aus einheimischen Ursachen die Erstarrung abzuschütteln, der Industrialismus, die Demokratisierung und der Klassenkampf beginnen dort ein Erneuerungswerk, und es ist zweifellos, dass der Buddhismus sehr bald im praktischen Leben das Schicksal des christlichen Pessimismus erleiden wird, wenn das nicht etwa schon geschehen ist.

⁶⁾ Seneca lässt Cato zur Vertheidigung des Selbstmords sagen (Luc. 24): „Nihil egesti fortuna omnibus conatibus meis obstanda! Non pro mea adhuc sed pro patriae libertate pugnavi! Nec agebam tanta pertinacia, ut liber sed ut inter liberos viverem: nunc, quoniam deploratae sunt res humani generis, Cato deducatur in tutum.“ Impressit deinde mortiferum corpore vulnus. In diesen Worten des Seneca ist eine wahre innerste Ursache des Pessimismus im Individuum und in der Gesamtheit ausgedrückt. Das Leben ist ein unerträgliches Uebel geworden, wir können es nicht verbessern, fliehen wir es also durch Selbstmord oder Isolierung. Auch in dem Buch „de otio aut secessu sapientis“ ist diese Ursache klar ausgesprochen: si res publica corruptior est, quam ut adjuvari possit, si occupata est males, non nitetur sapiens in supervacuum, nec se nihil profuturus impendat, si parum habet auctoritatis aut virium, nec illum erit admistura res publica, si valetudo illum impedit. (30.)

hatte, jede Thatkraft und persönliche wie soziale Tüchtigkeit eingeblüsst. Und in dieser an Kraft und Bürgertugend erschöpften Gesellschaft, die gegen ihre Lage nicht ankämpfen konnte, entstand jene psychische Depression, die eine ganze Gesellschaft dahin bringt, sich in ihrer Ohnmacht gegenüber den unüberwindlich geglaubten Schwierigkeiten selbst aufzugeben und die Schwere und Unwürdigkeit ihrer eigenen Lage als unabänderlichen Bestandtheil des menschlichen Lebens überhaupt anzusehen.

Der Stoicismus war der philosophische Ausdruck der Depression, die solche Zustände erzeugen musste, wie das Christenthum ihr religiöser Ausdruck war.

Theoretisch haben Stoicismus und Pessimismus das gemein, dass beide die Moral auf das Individuum, nicht auf die Gesellschaft gründen. Die Gesellschaft ist dem Individuum untergeordnet. Dem Andern Gutes zu thun gilt nur als Mittel, sich selbst zu veredeln. Nach der eigenen Verbesserung streben ist die einzige Tugend. Gesellschaft und Leben sind an sich schlecht und nicht werth, dass man sich ernstlich um sie kümmere. Jeder Kampf, der ein anderes Ziel hat, als die eigenen Leidenschaften zu besiegen und die eigene Tugend zu heben, ist unfruchtbar und schädlich, denn die Gesellschaft und die Welt sind unvermeidliche und nothwendige Uebel, und jeder Versuch, sie zu verbessern, ist eitel. Das Individuum ist sich selbst Zweck.

Schon in Griechenland, als nach der macedonischen Eroberung und dem Verluste der Freiheit, die Philosophen als Lehrer freiheitlicher Ideen verdächtigt verfolgt, wurden, liessen sie von vielen Problemen des sozialen Lebens ab und ergaben sich dem Forschen nach dem persönlichen Glück, das eins das Lieblingsthema der Philosophie wurde. Es traten Zenon und Epikur auf und nach ihnen Viele, die ihre Lehren annahmen und modifizirten, und wenn ihre Philosophie einerseits beweist, dass der griechische Genius noch nicht ganz tot war, zeigt sie auf der anderen, dass die universale Verelendung ihren Rückschlag auf die Philosophie geltend machte. Die Einen, erbittert und angeekelt vom Leben, an dem Heil und der Grösse ihres Volkes verzweifelnd, erhoben sich durch alle möglichen Entbehnungen zu einer sterilen persönlichen Vervollkommenung, indem sie die Freiheit und Unbestechlichkeit ihres Gewissens bei dem überall herrschenden Servilismus und der allgemeinen Käuflichkeit verherrlichten, die Andern beklagten und brandmarkten zwar die Menschen und die Zeit, aber sie hielten dafür, dass das Individuum soweit als möglich das Gute vom Leben geniessen und das Uebel fernhalten solle. So grundverschieden Stoicismus und Epicurismus als philosophische Weltauffassungen waren, in der Bethätigung ihrer Moral zeigten sie sich als Wirkungen derselben Ursache. Beide ahnten vielleicht die gesellschaftliche Grundlage der Moral, da sie aber das Individuum von der Gesellschaft loslösten, war es nicht möglich, ihm eine andere Sittenlehre vorzuschreiben als die der eigenen Vervollkommenung und des eigenen Wohles; beide begriffen die Ungerechtigkeit der Dinge dieser Welt und erhoben sich zu einem Ideal, zu einem theoretischen Bild des Menschen und der Menschheit, aber sie verstanden nicht die enge Beziehung zwischen dem Individuum und der Gesellschaft und versuchten so nicht einmal, den schwierigen Weg zu einer sozialen Hebung zu weisen.

Drei Jahrhunderte später verschärfte und verbreitete sich dasselbe Phänomen in Rom und in dem ganzen Reiche, dank dem allgemeinen wirtschaftlichen und sittlichen Tiefstande. Die Unsicherheit des Lebens hatte schon das Volk jedem

Aberglauben zugänglich gemacht und eine krankhafte Ueberreizung der Phantasie veranlasst, wie sie jede grosse Krise im Leben des Einzelnen oder der Gesellschaft begleitet. So war der Gedanke eines baldigen Weltunterganges in die Masse gedrungen, und furchtbare Naturereignisse und der maasslose Schrecken, den die Tyrannei und Grausamkeit mancher Kaiser verbreitete, erklären zu einem gewissen Grade diese Erwartung. In Lumpen gehüllte Wahnsinnige, deren Prophezeiungen Angst und Entsetzen unter dem Volke säten⁷⁾, predigten auf den Strassen und Plätzen Roms. Die etruskischen Horeskope verkündeten eine Umwälzung im Weltall und das Kommen einer neuen Menschenrasse.⁸⁾ Lucretius sagt⁹⁾, dass alle unter dem Eindrücke solcher Erwartung stehen; er hält die Schöpfung für erlahmt und Mensch und Natur für kraftlos geworden; selbst Seneca meint¹⁰⁾, dass die Erde überschwemmt werden und eine neue Rasse besserer Menschen sie bewohnen werde, sobald die Ordnung in der Natur wiederhergestellt sei. *Dabitur terris homo inscius scelerum et melioribus auspiciis natus.*

Dabei hatten alle Religionen und alle Kulte in Rom volle Lehrfreiheit, und in dem Wirrwar von Glaubensrichtungen wandte sich das Volk von dem Dienste der Naturgottheiten ab, die ihm nicht in seinen Kämpfen beigestanden hatten, und suchte Schutz bei neuen Gottheiten oder ergab sich der Magie und all dem wüsten Aberglauben, der aus dem Orient übernommen worden war. Da es alle Ideale und alle Hoffnung auf Freiheit und bessere Zeiten verloren hatte, suchte es Trost in mystischem Kultus und krassem Aberglauben.

Auch die Klasse der Gebildeten konnte von solchen Zuständen nicht unberührt bleiben, und ehe noch der religiöse Pessimismus in der Form des Christenthums sich im Volke verbreitete, hatte die gebildete römische Gesellschaft im Stoicismus den philosophischen Pessimismus gefunden, der eine passive Reaktion gegen unerträgliche Zustände darstellt. Denn es liegt in der Natur der Sache, dass jeder Sieg, der zu der vollständigen Niederlage eines Theiles führt, den Sieger und den Besiegten schädigt: das siegreiche römische Patriziat war trotz seines Reichthums und seiner Macht dahin gekommen, denselben politischen und moralischen Bedingungen unterworfen zu sein, die es dem Volke und den Sklaven hatte auferlegen wollen. Der Kampf ist Lebensbedingung, und sein vollständiger Stillstand ist Tod. Und die Niederlage der Plebejer, die Unterwerfung so vieler Staaten unter die bedingungslose Herrschaft Roms, die die Interessen von wenigen Tausenden vertrat, war eine Todesursache der antiken Kultur, weil sie so viel selbständige Energie zerstörte, die im Kampfe der Interessen oder der Ideen neue Formen des Lebens hätte schaffen können. Rom hat nivellirt, soweit es in seiner Macht stand, und dieselben Patrizier, die dazu beitrugen, diesen Zustand zu schaffen, wurden auch ihrerseits dem Gesetz des Stillstandes und Rückganges unterworfen, die eine nothwendige Folge des Aufhörens des Stoffwechsels sind, an den das Leben und jede Erneuerung des Lebens gebunden ist.

Auch die äusseren Kriege Roms können in ihrer Gesamtheit nur als Konsequenzen des Tiefstandes im Innern angesehen werden. Auf den ersten

⁷⁾ Seneca.

⁸⁾ Plutarch: Sulla.

⁹⁾ De natura rerum II, 610.

¹⁰⁾ Quaest. natural. 3, 30.

Stufen des Lebens eines Volkes ist der Krieg eine Nothwendigkeit und auch ein Hebel des Fortschritts, insofern er Länder und Unterthanen erwirbt, neue Gebiete und neue Ideen erschliesst; in fortgeschrittenen Staaten, Ländern mit alter Kultur, wo er vom innern Kampf ablenken soll und die neuen Eroberungen nur der Eitelkeit und Habsucht Weniger, nicht den Bedürfnissen und dem Fortschritt des Volkes dienen, ist er eine Zersetzungserscheinung, die die Auflösung der die ökonomischen, politischen und sittlichen Zustände eines Volkes bestimmenden Elemente einleitet.

Im Stoicismus finden wir alle Charaktere eines philosophischen, wie im Christenthum die eines religiösen und volksthümlichen Pessimismus. Und wenn die Konsequenzen dieser Lehren nicht mit denen des Buddhismus zu vergleichen sind, so ist der Grund dafür, wie schon gesagt, in der ethnischen Zusammensetzung der Gesellschaft zu suchen, in der Verschiedenheit der Kulturstufe der unterworfenen Völker, in der Bodenbeschaffenheit und in anderen Ursachen, aber nicht in einem wesentlichen Unterschiede der Lehren.

Gewöhnlich sieht man in den Stoikern Helden und Märtyrer der Bürgertugend, Verfechter der Gerechtigkeit und Freiheit gegen Unrecht und Tyrannei. Ohne ihnen das Verdienst dieser Tugenden schmälern zu wollen, möchte ich behaupten, dass die moderne Psychiatrie diese Anhänger der Stoa wie die christlichen Heiligen und Märtyrer unter die Entarteten und Neurastheniker einrangiren würde. Wer das Leben als ein trauriges Trugbild ansieht und die Ruhe des Todes als das einzig Wünschenswerthe preist, wer die menschliche Gesellschaft eine künstliche und gewaltsame Fessel, eine anormale Vereinigung nennt, die Ursache aller Verbrechen und allen Unglücks, wem Reichtum, Wohlsin und Genüsse als Schuld, Demuth und Elend, das Lösen jedes sozialen Bandes, Selbstsucht und Ichkultus als Tugend gilt, wer die Eitelkeit der Kunst, der Wissenschaft, kurz alles dessen lehrt, was den Menschen von der Vervollkommnungsarbeit an sich selbst abhalten könnte, wer dem Schmerz und Uebel gegenüber nicht kämpft,¹¹⁾ sondern nur klagt und flieht, der kann — wie man auch immer seine Grundsätze moralisch werthen mag — heute nur als ein Neurastheniker oder Degenerierter gelten.

In der That erhebt der Stoicismus, wie Christenthum, Buddhismus und jede Form von Pessimismus ein Verächter des Lebens und der Gesellschaft, das Individuum, isolirt es und stellt es der Gesellschaft entgegen wie einen Feind.

Für den Soziologen sind die Tugenden der Pessimisten rein negativ, und wenn nicht im Menschen das praktische Leben sehr oft Recht behielte, könnte deren Auffassung sehr bedenkliche Folgen haben, denn der Pessimismus ist nicht allein den Zielen der Gesellschaft entgegen, sondern auch denen des Individuums.

Egesia sah das Glück nur in der absoluten Ruhe und diese musste man im Tode suchen, und in der That kamen viele seiner Schüler durch Selbstmord um. Seneca sagt, das Leben sei eine Qual, *Vita supplicium est* (Ad Marciam 28). Das Verlangen der Glücklichen solle dahin gehen, zu sterben Nichts ist trügerischer und böser als das Leben. Niemand würde es nehmen, wenn es ihm nicht ohne sein Wissen gegeben würde. Es wäre besser, nicht geboren zu sein, aber in Ermangelung dieses günstigen Geschickes ist das Beste, aufhören

¹¹⁾ *Dissentio ab his, qui in fluctus medios eunt et tumultuosam probantes cum difficultatibus rerum magno animo colluctantur. Sapiens ferens ista non eligit, et malet in pace esse quam in pugna.* (Seneca, Epist. 28.)

zu leben so schnell als möglich, um in das Universum zurückzukehren. Der Tod ist die grösste Wohlthat der Natur (Ad Marciam), das Leben ist ein Schmerz, den wir ertragen (Ad Polyb., 28). Man lebt schlecht, wenn man nicht gut stirbt (De tranquillitate), der Tag des Todes, den man als den letzten fürchtet, ist der der Geburt für die Ewigkeit (Epist. CII, 26), Niemand ist unglücklicher als der Glückliche (Epist. 124, 24). Ausserdem macht Seneca in seinem 12., 24. und 52. Brief die Apologie des Selbstmordes, der in allen Klassen und auch unter den Sklaven ausserordentlich häufig war; bei den traurigen Zuständen fand man nur in dem Tode ein Mittel, um von Noth und Elend frei zu werden.

Aber der Tod ist nur ein Ziel und Gegenstand des Begehrens, insofern er das Ende des Leidens bedeutet. *Mors nos aut consumit aut emittit. Emissis meliora restant onere detractio; consumtis nihil restat, bona pariter malaque submota sunt* (Epist. 24). *Mors omnium dolorum et solutio est et finis.* Wenn das Geschick die Güter so ungleich vertheilt, die für Alle gleich sein sollen, wenn es von zwei als Gleiche geborenen Geschöpfen das Eine zum Eigenthum des Anderen macht, so giebt ihnen der Tod die Gleichheit wieder. Die Sklaverei ist nicht mehr hart, wenn der Sklave, der seines Herrn müde ist, nur einen Schritt zu thun braucht, um frei zu sein. Gegen das Elend des Lebens habe ich den Tod als Zuflucht (Ad Marciam). Sei gewiss, dass Der, der todt ist, nichts mehr leidet, dass alle Schrecken der Hölle Fabeln sind. Für den Todten giebt es weder Finsterniss noch Geheimnisse, noch Feuerströme, noch den Strom des Vergessens, weder Gericht noch Anklage, und in der höchsten Freiheit giebt es keine Tyrannen. (Juvenal 23, 52.) Diese Citate könne man noch bedeutend aus den Werken des Seneca, Juvenal, Lucanus, Petronius, Persius, Cicero, Marc Aurel, Epiktet u. A. vermehren, wo in einer dem Buddhismus, Christenthum und modernen Pessimismus nicht unähnlichen Sprache der Tod als ein Gut gepriesen wird, eben weil das Leben ein unheilbares Uebel, weil im Leben die Sünde ist und der Schmerz, weil der Mensch nicht geboren ist, um in der Gesellschaft zu leben, sondern es nur gezwungen thut —, denn die Gesellschaft, mehr noch als das Leben an sich, ist die Quelle des Schmerzes und der Schuld.

Auch der Stoicismus fordert, wie Buddhismus und Christenthum, zum Verlassen der menschlichen Gesellschaft auf, da das Ziel des Menschen die Läuterung sein soll: Wenn es uns gelingt, uns von der Menge zu trennen, werden wir geheilt sein (De vita beata). Was muss ich am eifrigsten meiden? Die Menge. Die grosse Masse ist uns zuwider. Ohne es zu wollen, verletzen wir ihre Neigungen, ihre Schwächen und Lehren (Epist. 7). Fliehe die Menge, fliehe die Gesellschaft, sogar die eines Einzelnen (Epist. 10). Und weiter über die Pflicht der Selbstläuterung: Habe nicht weiter Sorge für Deinen Leib, als die, die die Gesundheit heischt; sei streng gegen ihn, aus Furcht, er möge sich gegen, Deinen Geist auflehnen. Sei eingedenk, dass nichts bewundernswerth ist als die Seele. Mache Dich zum Sklaven der Philosophie, so wirst Du die wahre Freiheit geniessen (Epist. 9). Beginnen wir damit, unsere Seele zu läutern: sich von diesem Streben zu entfernen heisst, sich zur Begierde und Furcht verdammen und Sklave der Ereignisse sein. . . . Der Weise hat beständig Acht auf sich selbst; ob auch Elend, Trauer, Schmach und Schmerz ihn angreifen, weicht er nie zurück. — Unsere tausend Fesseln halten uns und verurtheilen uns zur Ohnmacht. — So lange haben wir im Laster gelebt, dass es schwer

ist, uns zu läutern (Epist. 59). Auch Jener, der seine Seele geläutert hat und nichts mehr fürchtet, ist nur zur Unschuld gelangt durch die Sünde (De clementia I, 6). Der Anfang des Heils liege im Widerstand gegen die Sünde (Epist. 27). Die Tugend ist das einzige Gut, die Schuld das einzige Uebel der Menschen; alles Uebrige: Reichthum, Ehre, Gesundheit, Kraft und Macht sind ohne Belang, weder unter die Güter noch unter die Uebel zu zählen. . . . Die Tugend wird geübt und dargethan durch die guten Werke (Epist. 44).

So predigt der Stoicismus die Beschaulichkeit, Gewissensprüfung, Befreiung des Leibes, Verherrlichung der Armuth, Demuth, des Schmerzes und Martyriums (Epist. 47, De beneficiis 4, 22) und empfiehlt Alles, was den Menschen dahin führt, sich in sich selbst abzuschliessen, in das Geheimniss des eigenen Gewissens, nur nach der eigenen Vervollkommenung zu streben, die sich selbst Zweck ist, und durch die sich allein das Glück erringt, dem die Gesellschaft der Menschen feind ist.

Endlich, um die flüchtige Zeichnung der stoischen als einer pessimistischen Moral zu vollenden, sei noch ihre Verachtung der Wissenschaft, Kunst und Industrie erwähnt, die als nutzlose oder schädliche Dinge gelten, weil sie die Seele von der Selbstbetrachtung abziehen und dem Laster, den Leidenschaften, Luxus, Vergnügen und Reichthum in die Arme werfen.

Wieder finden wir bei Seneca Aussprüche, die diese Verachtung beweisen: Willst Du wissen, wie ich über die freien Künste denke? Ich achte keine von ihnen und zähle keine unter die wirklichen Güter Nur ein Studium ist wirklich frei zu nennen und des Menschen würdig, das der Weisheit, die anderen sind nichtig und kindisch wir sollten nicht unsere Zeit verlieren, um sie zu lernen. Die Grammatik, die Geometrie und die Musik — keine bändigt den Geiz oder die Ausschweifung, keine hält uns ab zu fürchten oder zu wünschen. Was ist aber die Wissenschaft nütze ohne dies? (Epist. 38.)

Das Jahrhundert, das in der römischen Geschichte das goldene heisst, bezeichnet in Wirklichkeit schon einen tiefen Niedergang und den Anfang vom Ende. Das Zurücktreten des Lebens trotz der glänzenden äusseren Manifestationen zeigt sich in dem stoischen Pessimismus, dem sich ein bedeutender Theil der Gebildeten zuwandte, während sich der christliche Pessimismus allmählich im Volke verbreitete. Die Schrecken der Apokalypse, wie Seneca und St. Paulus, sind die Folgeerscheinungen der allgemeinen Trostlosigkeit der Verhältnisse, die ausser dem Tode keine Rettung finden oder auch nur hoffen liess. Der individuelle oder soziale Pessimismus, welchen philosophischen oder religiösen Charakter er auch annimmt, erhebt überall einen Hymnus auf den Tod und verwünscht die Gesellschaft und das Leben.

Wenn wir die Lehre des Seneca, die von einem grossen Theil der gebildeten Gesellschaft Roms angenommen wurde, mit der christlichen und buddhistischen vergleichen, können wir nicht umhin, zwischen ihnen eine grosse Aehnlichkeit zu erkennen, und dies nicht allein in den Lehren als solchen, sondern auch in ihren äusseren Gebräuchen und Verhaltensmassregeln.

Für Alle galt das Leben als ein Schmerz, und der Schmerz als die Schule der Glückseligkeit.¹²⁾ Das Leben ist die Quelle der Begierde und der Sünde; aber

¹²⁾ Der Kyniker Demetrius sagt: ich kenne kein grösseres Unglück, als nie vom Unglück geprüft worden zu sein.

man geht zum Glück ein, indem man die Reizungen und Begierden des Lebens in sich zerstört. Alles ist eitel ausser dem Streben nach der eigenen Läuterung. Die Barmherzigkeit ist eine Zier, soweit sie den Barmherzigen bessert. Die Gesellschaft und der Verkehr mit Menschen ist als die grösste Gefahr soviel wie möglich zu meiden. Der Mensch ist nicht für die Gesammtheit, sondern für sich selbst da. Basis der Moral ist die eigene Glückseligkeit. Der Tod ist kein Uebel, sondern ein Glück, und öffnet die Thür zum wahren und höchstem Glück, das sich im Buddhismus im Nichts löst, im Christenthum in einer blassen Abstraktion und im Stoicismus im Unbestimmten und Undefinirbaren.

Es wäre leicht, weitere Berührungspunkte zwischen den drei Doktrinen aufzuführen, aber für uns ist es wichtiger, zum Schluss noch einmal auf ihre soziologische und psychologische Verwandtschaft hinzuweisen, insofern alle drei durch die Depression in den wirtschaftlichen und sittlichen Verhältnissen eines Volkes entstanden sind, gewissermassen als eine im Keim verkümmerte Revolution, die zu einer antisozialen Formel versteinerte, zu einer Abstraktion ohne jede logische Verknüpfung, zu einer metaphysischen Lebens- und Moralauffassung ohne soziale Basis und Sanktion.

Sie waren zunächst nicht die Ursachen, sondern Wirkungen einer Depression, die dann wieder seine Ursachen wurden, und zwar weniger der philosophische Pessimismus, der neue Elemente aufnahm und Umwandlungen durchmachte, als der religiöse, der erstarrt ist und im Verein mit anderen Faktoren dazu beigetragen hat, Stasen und Rückbildungen im sozialen Leben zu erhalten.

Rundschau.

Oeffentliches Leben.

Die Berathung der Lex Arons im preussischen Abgeordnetenhaus am 7. Februar wurde vollständig von dem Fall Arons beherrscht. Zwar vermied es der Kultusminister in seiner dreistündigen Empfehlungsrede, mit der er die Verhandlungen einleitete, durchaus, den Fall Arons zu nennen; er betonte nur die Ungleichmässigkeit und theilweise Zweifelhaftheit in den betreffenden Verhältnissen, die eine gesetzliche Regelung nothwendig mache. Auch der erste Zentrumsredner, der einige Bedenken erhob, aber in einer Kommission mit sich wollte sprechen lassen, vermied den Namen Arons. Nachdem aber der Konservative v. Zedlitz, der dann zu Worte kam, den Namen Arons einmal genannt hatte, wurde buchstäblich nur noch über diesen Fall geredet. Der Minister schämte sich offenbar, einzugestehen, dass der Gesetzentwurf für den einen Mann gemacht sei, und behauptete, der Fall Arons sei nur der Anlass, nicht der Grund seiner

gesetzmachenden Thätigkeit; im Uebrigen betonte er emphatisch, im monarchischen Preussen dürfe selbstverständlich kein Sozialdemokrat Universitätslehrer sein, und er werde den verhassten Dozenten sofort, nachdem das zum Schutz der Dozenten entworfene Gesetz angenommen sei, entfernen.

Interessant war der Umstand, dass er unter Zustimmung der Konservativen behauptete, auch jetzt schon das Recht des Bittels gegenüber den Privatdozenten zu besitzen; nur habe er erst der Fakultät als der unbezweifelten und unbestrittenen ersten Instanz die Sache übergeben müssen. Da diese aber die Gesinnungsriecherei nicht mitmachen wollte, habe er loyaler Weise die Vorläge eingebracht, weil seine Befugniss von hervorragenden Juristen bestritten wurde. Das nannte er „die ungeschminkte Wahrheit über den Fall Arons“, wobei er verschwieg, dass er im März 1895 ohne die „unbezweifelte und unbestrittene erste Instanz“ versucht hatte, gegen Arons vorzugehen, aber einen

glänzenden Reifall erlebt hatte. Wie wollte er einer etwaigen ungesetzlichen Verfügung gegen Arons auch Wirksamkeit verschaffen? Wollte er etwa das Auditorium, das die Fakultät dem Dozenten offen hält, durch die Polizei schliessen lassen?

Auch als der freisinnige Redner Munkel das ursprüngliche Vorgehen des Ministers geschildert hatte, wiederholte dieser noch einmal seine lückenhafte Darstellung als die volle Wahrheit.

Im Uebrigen zeigten die Verhandlungen den geistigen Tiefstand des preussischen Abgeordnetenhauses. Die Rechte griff den Minister an, weil er sich vor einer offenbaren Rechtsbeugung gescheut hatte, und die Linke liess sich die Gelegenheit zur Brandmarkung des gesetzlosen Sinnes der Junker und Agrarier vollständig entgehen. Virchow sprach überaus matt; er betonte die Wichtigkeit der Privatdozenten, ohne auch nur den Versuch zu machen, diese Wichtigkeit darzulegen, und bat dann kurz um Ablehnung der Vorlage. Munkel hatte dem kindischen Benehmen der Rechten gegenüber einige wirkungsvolle Momente, er betonte auch ganz richtig, dass die Wissenschaft nicht unterdrückt werden könne; sie würde sich höchstens von den Universitäten zurückziehen und diese der kgl. preussischen oder kaiserl. deutschen Wissenschaft überlassen. Doch liess seine Rede Feuer und Begeisterung vermissen.

Das getreueste Spiegelbild des geistigen Niederganges der Bourgeoisie gewährten die Nationalliberalen. Ihr Redner, der Hallenser Prof. Friedberg, sagte klar und deutlich, dass ein sozialdemokratischer Agitator von einer Universität unbedingt entfernt werden müsse. Den Befähigungsnachweis für eine Berliner Professur dürfte er damit erbracht haben.

Der Zentrumsredner Dr. Porsch zog sofort die Konsequenzen des nationalliberalen Standpunktes; auch ein Atheist kämpfte gegen eine verfassungsmässige Grundlage des Staates, das Christenthum, und gehöre folgerichtig nicht an die Universität. Wir zweifeln garnicht, dass er Recht hat. Wer dürfte aber denn wohl noch, mit Ausnahme der Theologen, an einer preussischen Universität dozieren?

Der Entwurf wurde an eine Kommission von 14 Mitgliedern verwiesen, die vielleicht vielen geäusserten Wünschen entsprechend das Obergerverwaltungsgericht statt des Staatsministeriums als zweite Instanz einführen wird. Dann werden die Privatdozenten wie der Vorwärts sehr richtig bemerkte, also nicht gehängt, sondern nur geköpft werden. Der sozialdemokratischen Partei kann diese Ent-

wicklung nur recht sein. Bisher war nur die unabhängige ökonomische Forschung von den Universitäten verbannt; gesellen sich zu Männern wie Conrad Schmidt auch solche aus andern Fächern, speziell aus der Geschichte und den Naturwissenschaften, so dürfte die Geburt freier Volkshochschulen nicht mehr allzuferne sein. E. E.

Kunst.

Allgemeines. Ein charakteristisches Zeugnis für die gegenwärtige Stimmung vieler moderner Künstler bringen die „Betrachtungen über die Ziele unserer Zeit“ von Camille Maclair, die zuerst im *Mercur de France* (Nov. 1897) erschienen und jetzt in der Wiener Rundschau (Jan. 1898) übersetzt sind. Für die französischen Litteraten sind sie zunächst gesagt; aber sie haben eine weitergehende Bedeutung. Es scheint sich jetzt gerade der Künstler, die auf den vorgeschobenen Posten stehen, ein Gefühl zu bemächtigen, dass in der rein litterarischen Kultur eine grosse Gefahr liegt, die schliesslich auch dem künstlerischen Schaffen Verderben bringen muss. Eine gewisse Leere, ein starker Ueberdruß ist in ihnen nach all der ausschliesslichen Durchbildung des Formalen der Kunst zurückgeblieben. „Und heute, was sehen wir bei aller ihrer Absichtlichkeit, ihren halben Worten, ihrer skeptischen Eleganz, mit ihrer Zurückweisung des gewöhnlichen Lebens, mit ihrem Mandarinenthum, mit ihren diplomatischen Künsten, mit ihrer Beschränkung auf die Elite und den Snobismus? Eine ungeheure Prellerei, einen Mangel an Charakterkräften, den drohenden Zusammenbruch!“ Man empfindet, dass für die Grösse eines Werkes die Grösse des Menschen, wie sie sich darin offenbart, das ausschlaggebende Werthmaass bildet. — Die Antwort Maclairs auf die Frage der „jungen Leute“: Was thun? fällt sehr dürftig und unklar aus. „Nöthig ist jetzt Charakter.“ „Das Wesentliche ist: Seine moralische Persönlichkeit als vorzüglichstes Objekt seiner Sorge zu betrachten. Die Schriftstellerei kommt erst in zweiter Linie . . . Ein Buch ist nur das Zeichen eines Menschen, der sich stets vervollkommen will.“ Auch einige kleine Mittelchen, wie man sich solchen Charakter zulegen sollte, werden empfohlen. Indessen zeigt sich in der Unklarheit der Vorschläge, wie schwer das Problem zu lösen ist, vor das die modernen Künstler sich gestellt sehen: aus ihrer isolirten Stellung herauszukommen und die Beziehung zum Leben ihrer Zeit wiederzufinden. O. K.

Berliner Bühnen. Am 15. Januar hat im Deutschen Theater die Premiere von Sudermanns „Johannes“ stattgefunden. Der erste ungeheure Andrang ist ja nach der Reklame durch das Polizeiverbot kein Wunder; überraschender dagegen ist der Erfolg, mit dem das Stück sich bis jetzt auf dem Spielplan behauptet. Man mag von Sudermann sagen, was man will — einschläfernd wie in diesen sechs Akten hat er noch nie gewirkt, im Gegentheil, das gerade pflegt sonst nicht die Wirkung seiner Dramen zu sein. Um so unbegreiflicher ist es deshalb, dass das Publikum auch diesmal seinem Sudermann Beifall spendet. Vielleicht aber erkennt es hinter dem scheinbar ermüdenden äusseren Spiel der Dinge einen tiefen, verborgenen Sinn, der nicht Jedem ins Auge fällt. Warum soll denn Hermann Bahr (vgl. Wiener Zeit, No. 172) immer allein solche Entdeckungen machen? Vielleicht hören hier Viele gleich ihm „Töne von einer Macht, die wir in der heutigen deutschen Litteratur noch nicht vernommen haben“. Freilich würde Sudermann selbst wohl über seine eigene Tiefe erstaunen, die Bahr in seinem Johannes gefunden hat. Aber das ist eben das unbewusste Schaffen des Künstlers . . . Also Bahr sagt: Wir alle sind Johannes. Wir sind nicht Herr über unser Thun, wir glauben, wir dienen damit einer unbekannten, geheimnissvollen Macht; aber am Ende unseres Lebens müssen wir erkennen, dass unser Leben anders gewesen ist als wir meinten. Wir spüren dann seinen Ernst, aber wir erfahren ihn nicht, wir bleiben im Scheine. Das ist der Sinn der Sudermannschen Tragödie. —

Vielleicht hätte ein Anderer als Sudermann uns wirklich die Gestalt des Johannes menschlich nahe bringen können, wenngleich auch nicht auf die von Bahr angegebene Methode. Johannes ist nur der Vorläufer eines Grösseren —, darin liegt seine Tragik, und er steht in einer Zeit voll erwachenden Lebens, voll Verzweiflung und harrender Sehnsucht. Er verkündet den Messias einem nach Erlösung durstenden Volke . . . Und der Konflikt endlich in seiner Seele, sein Zweifel an dem Messias, der nichts von dem erträumten König der Heerschaaren hat, vielleicht hätte auch daraus allein sich ein grosses Drama schaffen lassen.

Sudermann hat allerdings diesen von Bahr so spitzfindig definirten Konflikt aus der Bibel übernommen; er hat sich ja überhaupt so streng wie möglich an den biblischen Vorgang gehalten, aber er hat ihn mit den rohesten äusserlichen Mitteln dargestellt. Die einfache, herbe Sprache der Bibel und ihre schwärmerische Pathetik nimmt sich recht

sonderbar aus in dem hohlen Sudermannschen Phrasenjargon. Es wird einigermaassen schwer, an die deutlich betonte Mission und Grösse seines ganz gewöhnlich fluchenden und schimpfenden Johannes zu glauben. Freilich, auf dieses ewig schwankende Volk, das Sudermann zeichnet, kann wohl auch ein solcher Johannes wirken.

Das sogenannte Vorspiel giebt Johannes Gelegenheit, sein ursprüngliches Programm vor versammeltem Volke zu verkünden. Nachdem die Entwicklung des erwähnten Konflikts durch einige Akte hindurch mit wenigen äusserlichen Fakta angedeutet worden ist (der erste Akt schliesst mit der Frage „die Liebe?“) —, erkennt Johannes in einem zusammenfassenden Schlusspassus den Irrthum seines Lebens und sieht das Reich des Friedens und der Liebe herniedersteigen. Ueberhaupt ist die Schlusszene ausserordentlich effektiv. Das dämonische Element des Dramas soll wohl in der Herodias verkörpert sein, für die Louise Dumont das nöthige keifende Organ besass. — Kainz wusste augenscheinlich nicht viel mit dem Johannes anzufangen. Die Sorina als Salome war dagegen durchaus auf ihrem Platz. Im Allgemeinen — trotz einiger recht effektiv komponirter Szenen — scheint der Stoff doch nicht geeignet zu sein; Sudermanns theatralisches Können in das rechte Licht zu setzen. Die Wahl gerade dieses Stoffes würde daher zu einigen naheliegenden Vermuthungen Anlass geben; aber Sudermann hat ja so nachdrücklich versichert, dass er den Plan zu diesem Drama schon lange gehabt hat, und dass „kein litterarisches Ereigniss der jüngsten Zeit“ damit im Zusammenhang stünde, dass wir ihm wohl glauben müssen.

Die Dramatische Gesellschaft hat am 24. Januar den „Eindringling“ von Maurice Maeterlinck zur Aufführung gebracht. München und Leipzig sind Berlin schon längst darin zuvorgekommen. Man hätte also erwarten können, dass die dort gemachten Erfahrungen die Aufführung wesentlich unterstützen würden. Es scheint aber, man wollte dem Berliner Publikum etwas ganz Besonderes bieten: zunächst schon eine neue Hartlebensche Uebersetzung. Hartleben hat geglaubt, Maeterlinck in das reinste Konversations-Deutsch übertragen zu müssen. Das bedeutet aber eine völlige Verkenning seiner Sprache. Allerdings, rein äusserlich betrachtet, sind es einfache Worte des Lebens, die Maeterlinck braucht; aber sie sind nicht willkürlich gewählt; man könnte keins fortlassen, oder auch nur umstellen, ohne die Wirkung abzuschwächen. Gerade die Ein-

fachheit des Ausdrucks giebt der Sprache des Eindringling die eigenthümliche Schwere, und die häufige Wiederholung bestimmter Worte in den einfachsten Sätzen hat oft eine erdrückende Wirkung. Man spürt so hinter den scheinbar gleichgiltigen Reden die Angst, die auf Allen lastet, und man fühlt, wie die sehende Furcht des Greises auch die Anderen mit Grauen erfüllt, wenngleich sie ihn nicht ernst zu nehmen scheinen. Von der schwülen, beklemmenden Stimmung des Maeterlinckschen Dramas war in der Auf- führung kaum etwas zu merken. In einem düsternen Zimmer eines alten Schlosses sollte das Drama sich abspielen —, hier war es ein kahles, nüchternes Zimmer mit einer geschmacklosen grünen Gartendekoration im Hintergrunde, allerdings zum Vorrath eines Krankenzimmers ausserordentlich geeignet. Nur eine alterthümliche Uhr entsprach den Angaben Maeterlincks. Geradezu komisch wirkten die weissen Backfischkleiden der drei Töchter, die überhaupt mit forcirter Naivität gespielt wurden. Das Ganze machte den Eindruck einer höchst alltäglichen Geschichte: Eine Wöchnerin liegt schwerkrank im Nebenzimmer, die Familie glaubt die Gefahr beseitigt nach der Aussage des Arztes, nur der blinde Grossvater ist unruhig und fürchtet, ihm werde der wahre Sachverhalt verheimlicht. Aber dieses Misstrauen ist doch schliesslich bei einem 70jährigen, blinden Greis nur natürlich! Erst nach dem Erlöschen der Lampe kam etwas von Maeterlinck zum Ausdruck. Deshalb wirkte auch der Schluss motivirt. Man wäre sonst sehr überrascht darüber gewesen, dass die Befürchtungen des kindischen Alten nun doch in Erfüllung gehen. — Dieser stimmunglosen Aufführung ging eine Conférence von Herrn Dr. Rudolf Steiner voran. Vielleicht hätte die Aufführung etwas weniger ernüchtert, wenn man nicht schon vorher durch diesen salbungsvollen Phrasenschwall aus jeder Stimmung gerissen wäre. Das landläufige Gerede über Maeterlinck, das er selbst seinen Verehrern durch den Trésor des humbles so ausserordentlich bequem gemacht hat, musste man nun hier auch noch über sich ergehen lassen. Das war entschieden die grösste Geschmacklosigkeit.

G. B.

Berliner Ausstellungen. Gegen Ende des vorigen Jahres wurde die Berliner Nationalgalerie, nachdem sie über ein Jahr wegen der Neuordnung theilweise geschlossen war, wieder eröffnet. Man hatte grosse Hoffnungen auf die Thätigkeit des neuen Direktors v. Tschudi gesetzt. Sie sind im hohem Maasse erfüllt. Die Berliner Nationalgalerie ist mit

einem Male eine vornehme Kunststätte geworden und enthält in Deutschland die reichlichsten Sammlungen von Werken, die den Entwicklungsgang der modernen Malerei kennzeichnen. Vor Allem sind viele der grossen Franzosen ausgezeichnet vertreten. Auch die Anordnung der Gemälde und die Dekoration der Zimmer ist mit feinem Geschmack durchgeführt. Natürlich sind auch jetzt noch Lücken geblieben, die hoffentlich bald beseitigt werden. Das erste Februarheft der Kunst für Alle bringt einen Aufsatz von Georg Gronau über diese Neugestaltung und Reproduktionen von fast allen wichtigen Neuerwerbungen, die über diese Dinge gut orientiren und zugleich wegen der Reichhaltigkeit des Materials eine Uebersicht über die Stilepochen der modernen Malerei geben.

Die Böcklin-Ausstellung, die zur Feier des 70. Geburtstages des grossen Meisters vom 2. Dezember bis zum 16. Januar in den — äusserst ungünstigen — Räumen der Berliner Akademie veranstaltet wurde, hat einen grossen Erfolg gehabt. Ueber 50 000 Personen haben sie in dieser Zeit besucht — ein eklatantes Beispiel für die Macht der Mode auch im Reiche der Kunst. Die Ausstellung hatte die grösste Zahl von Gemälden Böcklins vereinigt, die bisher zusammen zu sehen war, und war besonders interessant durch die beträchtliche Zahl von Frühwerken, die für den Entwicklungsgang charakteristisch sind.

Zu gleicher Zeit bot Schultes Kunstsalon eine Kollektivausstellung von Bildern und Zeichnungen Franz Stucks. Die meisten Werke waren bereits durch die Ausstellungen der letzten Jahre bekannt. Interessant war das Verhalten der Kritik, die wieder im Grossen und Ganzen eine eigenthümliche Einmüthigkeit zeigte. Stucks eminentes zeichnerisches Talent kann Niemand bestreiten. Aber gegenüber der Ueberschätzung der früheren Jahre macht sich eine Reaktion bemerkbar. Man sieht, dass Stuck der feineren künstlerischen Instinkte bar ist. Franz-Servaes hat in der Gegenwart (Januar, No. 4) die Formel für diese Stimmung gegen ihn durch einen Vergleich gefunden: „Man nennt Stuck gewöhnlich mit Böcklin zusammen. Es wäre entsprechender, ihn mit Sudermann zusammen zu nennen. Von Böcklin hat er zwar genommen und gelernt, was man nur nehmen und lernen kann. Mit Sudermann aber ist er wesensverwandt . . . Es fehlt ihm überhaupt an „Seele“. Er macht sich nichts aus „Seele“. Er macht sich auch aus „Ideen“ nichts. Er nimmt, was am Wege liegt, und er sucht nicht lange. Aber er findet überall etwas

und weiss stets noch einige Effektlichter aufzusetzen. Aber Eins besitzt er unbedingt, und das ist sein Bestes: Rasse. Und er besitzt noch ein Zweites: Talent. Und mit Talent und Rasse hat er dasjenige erreicht, was ihm, so oder so, einen Anspruch auf einen Platz in der deutschen Kunstgeschichte sichert. Hier ist auch der Punkt, wo er mit Sudermann zusammenstösst. Denn Sudermann, genau so skrupellos in der Wahl seiner Mittel wie unfein im Antrieb seiner Instinkte, hat doch auch die guten Eigenschaften mit Stuck gemeinsam. Und so kann man wohl kurz und bündig sagen: Es ist die Art des Temperaments, was sie vereinigt. Dieses Temperament ist gewaltig, wollüstig, mitunter elementar, auch berechnend, derb-pfiffig, auftrumpfend. Beim Dichter ist, wie dies der Beruf mit sich bringt, die nervöse Sensibilität raffinierter entwickelt, beim Maler gleichfalls von Berufs wegen das sinnlich-phantastische Element breiter angelegt. Sie interessieren sich beide leidenschaftlich für das Weib. Im Weibe wurzelt ihr tiefstes, künstlerisches Empfinden. Und das giebt ihrem Schaffen jenen Charakter sensueller Lust, der bei der ersten Begegnung so etwas Packendes, Ueberrumpelndes hat. . .

Das Zitat ist ausführlich hergesetzt, weil es zugleich einen köstlichen Beweis für die Bedeutung liefert, die der neue Stil Hermann Bahrs für die deutsche Stilgeschichte der Gegenwart hat. Ähnlichen Zeugnissen begegnet man in den litterarischen Zeitschriften jetzt überall; nur selten aber haben sie jene Glätte, jenes Anschmiegende, die Bahrs Schreibweise in der Regel auszeichnet. Dabei fällt auch noch ein Anderes auf: Derselbe Servaes schreibt zur selben Zeit in der Frankfurter Zeitung ein Feuilleton über „die Kunst der Gasse“, in dem nur sehr selten ein Satz vorkommt, der unter vier Zeilen lang ist, der auch sonst nur durch hier und da eingestreute saloppe Ausdrücke an den angeführten Text erinnert. Vor drei, vier Jahren schrieb Servaes überhaupt in diesem alten Stil. Diese Herrschaft über die Stilform, dass man schreiben kann wie man will, oder — wie die Redaktion es verlangt, ist sehr verdächtig, wenn man an die guten alten Begriffe denkt, nach denen der Stil der Mensch sein sollte.

O. K.

Dekorative Kunst. Ueber moderne Teppiche schreibt in der Dekorativen Kunst G. Lemmen, ein Brüsseler Künstler, der selbst einer der Führer auf diesem Gebiet ist. Die Grundlage für seine ästhetischen Forderungen bildet, wie es bei einem modernen

Künstler selbstverständlich ist, die praktische Bestimmung der Teppiche. Daraus, dass die Teppiche unter unseren Füssen liegen und der Standpunkt des Betrachters wechselt, folgt, dass alle jene Schmuckformen für Teppiche nicht anzuwenden sind, die man nur von einer Seite richtig sehen kann, also alle bildmässigen Darstellungen. Lemmen geht aber weiter. Der Teppich ist ihm, abgesehen von seiner Gebrauchsbestimmung, eine rein ornamentale Sache. Jede symbolische Absicht muss daher ausgeschlossen sein. Dinge der Natur, Pflanzen und Thiere, dürfen nur Verwendung finden, wenn sie ornamental behandelt werden. Da die Ornamente ganz flach behandelt werden müssen, weil jede reliefartige, körperhafte Wirkung den Fuss zurückstossen würde, so blieben die Blumen am Besten auch in dieser Form ganz fort. Ornamente wären nur ein freies Formenspiel, Wiederholung, Wechsel, Unterbrechung u. s. w. ihre Hauptfaktoren. —

In der That zeigen auch die gegenwärtig bei Keller & Reiner in Berlin ausgestellten Teppiche Lemmens eine weitgehende Beschränkung in den künstlerischen Mitteln. Meist arbeitet der Künstler nur mit zwei Hauptfarben; die Ornamentflächen sind in der einen und der Grund in der anderen Farbe gehalten. Es sind volle, aber doch weiche Töne, die sehr fein miteinander kontrastieren. Oft wird die Wirkung durch symmetrisch verstreute Punkte in einer dritten Farbe gesteigert. Die breitflächigen Ornamente zeigen raffiniert einfache Konturen. Bisweilen wirken sie sogar, für sich betrachtet, unformlich und sind nur durch die regelmässige Wiederholung als Ornamente zu erkennen. Nur ein Teppich zeigt vier streng stilisirte Fische in schönen geschwungenen Linien; auch auf dem Grunde sind Linien gezeichnet, die sich in ihrem Lauf den Konturen der Fischkörper anschmiegen.

Die Fragen des neuen dekorativen Stils beschäftigen die Künstler immer intensiver. Dass sie nicht so einfach zu lösen sind, als man in den Anfängen der Bewegung glaubte, hat man wohl allgemein eingesehen. Vor allen Dingen weiss man jetzt, dass diese Frage eine allgemeine Antwort nicht finden kann, dass es sich vielmehr darum handelt, in jedem besonderen Falle aus den gegebenen Bedingungen heraus den Stil zu entwickeln. Man hatte zunächst oft geglaubt, die Erfindungsgenschaften in der modernen Malerei und Plastik, besonders die Ansätze, die sich in diesem zur Stilbildung fähigen, einfach auf das neue Gebiet übertragen zu können. Man zimmerte z. B. einen Tisch, dessen Platte vier künstvoll modellirte Männer trugen, oder

man entwarf naturalistische Landschaften für Wandbehänge und Glasfenster. Erst allmählich sonderten sich die Gebiete. Man erkannte, dass es für die Bearbeitung der wirklichen Gebrauchsgegenstände nur ein oberstes Prinzip geben könne: die sichere und zweckentsprechende Durchbildung der Konstruktion. Die Ornamentik wurde hier soviel wie möglich zurückgedrängt, das künstlerische Element fast nur ganz auf die schöne Führung der nothwendigen Linien beschränkt.

Es macht sich hier ein gewisser Gegensatz zwischen den belgischen Künstlern und deutschen, wie Otto Eckmann, Peters Behrens u. A. geltend. Lemmen mit seiner streng ornamentalen Behandlung der Teppiche ist der Typus der Belgier. Die Führenden unter ihnen sind in ihren Entwürfen von Gebrauchsgegenständen rein konstruktiv und vermeiden auch bei den freieren Aufgaben, die ornamentalen Flächenschmuck verlangen, am liebsten die Anlehnungen an Formen der Natur. Die deutschen Künstler halten sich in beiden Fällen mehr an die Natur. Sie entwerfen stilisirte Landschaften für Wandbehänge, Glasfenster; sie komponieren ihre im Detail naturalistischen Pflanzen- und Thierformen nach Gesetzen der Symmetrie und vermeiden durchaus nicht die symbolische Bedeutung. Eckmann sucht dabei aus ganz individuellen Motiven die Vorlage für seine Stilisirung zu finden. In einer Publikation „Neuen Formen“ (vgl. *Dekorative Kunst*, November-Heft) ist ein sehr interessanter Ornamententwurf aus der starken Bewegung eines zornigen Schwans gewonnen, und es wird dies besonders betont. „Von dem zornigen Schwan allein die rhythmische Linie zu entnehmen und nicht den Schwan, das ist das Problem für die ornamentale Verwendung.“ Er entwirft ferner Beleuchtungskörper, in denen Pflanzenformen mit ziemlich grosser Treue benutzt werden. Peter Behrens verwendet für Thürbeschläge und Griffe die Formen menschlicher Figuren, allerdings mit viel stärkerer Stilisirung.

Es scheint aber, als ob sich auch bei uns eine Scheidung vorbereite, als ob diese Stilbildung in Anlehnung an Naturformen aus dem Bereich der Gebrauchsgegenstände allmählich verschwinden wird, während sie in der Flächenverzierung eine grosse Ausbildung erfahren könnte. Es dürfte sich wohl noch Gelegenheit bieten, auf diese sehr charakteristische Erscheinung näher einzugehen.

O. K.

Varia.

Die Wahlen in Holland behandelt nochmals Sam W. Coltof in einer Zuschrift an uns, in der er sich gegen die Entgegnung von Dirk Troelstra im letzten Oktober-Heft unserer Zeitschrift (pag. 568—571) wendet. Er hält in ihr seine Behauptung, dass in Tiefjerksteradeel die Wahlkosten der Sozialdemokratie von den Liberalen bezahlt worden seien, vollständig aufrecht. Ebenso sei es nicht richtig, dass Herrn Bax wegen seiner Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie die Ausschliessung aus seinem geistlichen Amte gedroht habe. Herr Bax sei vor den Wahlen in Versammlungen zwar für die Arbeiter aufgetreten, habe sich aber stets in Gegensatz zu den Sozialdemokraten gesetzt; erst, als er die Kandidatur erhalten, sei er der Partei beigetreten; zudem sei er bis heute noch nicht aus der Kirche ausgeschlossen.

Da die ganze Sache zu weit zurückliegt, glauben wir, von einer genauen Wiedergabe der Zuschrift absehen zu können, und begnügen uns mit der obigen Skizzirung ihrer Hauptpunkte.

Stirner-Biographie. In diesen Tagen erscheint im Verlage von Schuster & Loeffler in Berlin die lang erwartete Biographie Max Stirners aus der Feder von John Henry Mackay. Das Werk wird das weitestgehende Interesse in Anspruch nehmen, da der Biograph sich im Besitz des gesamten auffindbaren Materials über den Philosophen befindet, das er seit neun Jahren unter den grössten Mühen gesammelt hat. Mackays Arbeit setzt an die Stelle weniger dürftiger, zum Theil obendrein noch falscher Nachrichten — im ganzen etwa 6 Zeilen umfassend — einen starken Band von fast 250 Seiten. Der Band ist mit mehreren Abbildungen, Facsimiles etc. versehen. Wir werden auf das interessante Werk natürlich noch zurückkommen.

Gleichzeitig erscheint ebenda, von John Henry Mackay herausgegeben: Max Stirners kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes: *Der Einzige und sein Eigenthum*. Aus den Jahren 1842—1847. Dieser Band enthält Alles, was Stirner an selbständigen Arbeiten je veröffentlicht hat. Er bildet gewissermassen Vorwort und Nachtrag zu seinem Hauptwerk.

Verantwortlich für die Redaktion: Hugo Warschawski in Berlin.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Brunnen St. 193, Berlin N. (Eigenthümer: Dr. R. Friedeberg in Berlin).

Druck von Max Bading, Bauth St. 2, Berlin SW.